Über die Granewitter-Vorfahren der Trübenbachs und der Schmiedels

In den gedruckten „Familien- und Lebens-Erinnerungen, seinen Kindern und Enkeln wie allen lieben Verwandten gewidmet von H. Trübenbach, Pfarrer zu Kayna, Weihnacht 1887“ meines Urgroßvaters Heinrich Trübenbach schreibt er auf den Seiten 3 und 4 unter der Überschrift „Aus alten Zeiten“ Folgendes:

Nicht blos den biblischen Namen liegt meist eine tiefe, geschichtliche Bedeutung zu Grunde; so haben in den Namen Moses, Abraham, Isaak u.s.w. wichtige Ereignisse aus der Geschichte des Volkes Gottes ihre bleibende Fixierung gefunden; aber auch deutsche Familienbezeichnungen verdanken in vielen Fällen nachweisbar ihre Entstehung bestimmten entscheidenden Familienerlebnissen. Nach alten Reminiszenzen gilt dies auch von dem Namen „Trübenbach“. Der Lebenslauf meines Urgroßvaters, des den 23. Februar 1798 in dem Alter von 70 Jahren 26 Tagen verstorbenen Rektors zu Dohna Friedrich Gottlieb Trübenbach, berichtet, sein Großvater sei ein Herr von Granewetter (Granewitter) gewesen, um seines Glaubens willen sei er als Emigrant zur Zeit der Gründung von Herrenhut aus Mähren nach Sachsen eingewandert; er habe sich zu Stollberg, wo er sich niedergelassen, kümmerlich von seiner Hände Arbeit genährt und die Wahl seines neuen Namens mit den Worten begründet:

„Was helfen mir die Titel, wenn ich habe keine Mittel; ich bin über einen t r ü b e n B a c h hierher gekommen, darum will ich s o heißen.“

Sein letzter Wunsch war, dass keiner seiner Nachkommen in die Finsterniss zurückfallen möge. Nun haben freilich die Stollberger Kirchenbücher, wenigstens was die Herrnhuter Zeit betrifft, eine geschichtliche Begründung dieser Mitteilung nicht ergeben; sie gehen bis in das Jahr 1594 zurück und bereits 1595 kommt in ihnen der Name Trübenbach vor, ohne dass der obigen Entstehung des Namens gedacht wird; der Name „von Granewetter“ ist in ihnen nicht zu finden gewesen; aber böhmische Brüder sind bereits i.J. 1548 ausgewandert; sie weigerten sich, wider die Protestanten ins Feld zu ziehen und wurden deshalb vertrieben. Ich mag den Glauben nicht aufgeben, dass den Angaben meines Urgroßvaters eine Thatsache zu Grunde liegt, und das um so weniger, weil sie in so bestimmte, zutreffende und originelle Worte gekleidet sind. Vielleicht weisen sie in noch weitere Vergangenheit, in die Tage der Husiten zurück. (*Ende des Zitats.*)

Es ist natürlich interessant, nach dem wahren Kern dieser alten Geschichte zu suchen und herauszufinden, woher der Herr Granewitter kam. Ich habe mich lange damit beschäftigt und glaube, dass ich diese Familiensage aufgrund meiner Nachforschungen und mit realistischer Fantasie neu schreiben kann, damit sie möglichst lange in der Erinnerung der Familie erhalten bleibt:

Die Sage von den Glaubensflüchtlingen Granewitter

Es war vor sehr langer Zeit, nämlich um das Jahr 1630, ein wohlhabendes, junges Ehepaar, das in Frieden leben wollte. Der Mann hieß Johannes Granewitter, er und seine Frau Susanna hatten zwei kleine Söhne (einer hieß Zacharias mit Vornamen) und eine kleine Tochter. Die Familie lebte in Österreich, wahrscheinlich in Mähren, aber ihre Vorfahren kamen aus der ungarischen Stadt Esztergom; diese waren von dort geflüchtet oder vertrieben worden. Der deutsche Name dieser Stadt war Gran. So nannten die deutschsprachigen Menschen die uralte fränkische Stadt an der Donau, wo der Nebenfluss Hron, aus der Slowakei kommend, in die Donau mündet; die Stadt heißt heute Esztergom. In Österreich, wo die Familie jetzt lebte, nannten die Leute sie nach ihrer Herkunft einfach „die Granewitter“, denn sie konnten den richtigen, ungarischen Namen der Familie schlecht aussprechen.

In Österreich und dem dazu gehörigen Königreich Ungarn war nun eine streng katholische Regierung an die Macht gekommen, die keine andersgläubigen Untertanen dulden wollte; sie verfolgte die Protestanten und unterdrückte sie, ja zwang sie zur Bekehrung oder Auswanderung. Die Familie aber war protestantischen Glaubens und wollte so bleiben. Die jungen Eheleute mochten diese feindlichen Zustände nicht weiter um sich haben und beschlossen schweren Herzens, Heimat und Verwandte zu verlassen und dorthin zu fliehen, wo auch der oberste Fürst ein Protestant war, nach Sachsen. Dort herrschte Kurfürst Johann Georg I., ein eifriger Lutheraner. So kamen sie nach beschwerlicher Wanderung etwa 1634 nach Chemnitz, wo sie ihre neue Heimat zu finden hofften. Johannes wurde tatsächlich schon am 2. Oktober 1635 Bürger der Stadt Chemnitz. Es war damals eine große Ehre, als Bürger in einer Stadt anerkannt zu werden. Er war aber durch die lange Flucht ganz arm geworden und musste durch Schuhmacherarbeiten seine Kinder, seine Frau und sich selber schlecht und recht ernähren. Er sagte: „Was helfen mir die Titel, wenn ich habe keine Mittel...“. Die neue Heimat war nicht nur freundlich gesonnen, die alteingesessenen Schuhmacher wollten keine neue Konkurrenz haben und den Leuten gefielen die vielen Flüchtlinge überhaupt nicht. Außerdem tobte ein langer, schlimmer Krieg zu dieser Zeit im ganzen Land, der als Krieg zwischen Protestanten und Katholiken im Jahr 1618 im benachbarten Böhmen angefangen hatte, auf das ganze Mitteleuropa übergriff und besonders Sachsen verwüstete; wir nennen ihn den Dreißigjährigen Krieg, weil er von 1618 bis 1648 dauerte. Selbst die Krankheiten in der neuen Heimat waren anders als in der alten; gefährlicher noch für die Zuwanderer als schon für die Einheimischen. Zwar wurden der jungen Familie noch drei Mädchen in Chemnitz geboren, die Töchter Susanna, Rosina und Maria. Aber in den wenigen Jahren zwischen 1636 und 1642 starben alle sechs Kinder an Krankheiten und Seuchen, und am 21. Januar 1643 starb sogar noch die Ehefrau unseres bedauernswerten Vorfahren Johannes „Granewitter“. Der leidgeprüfte Mann war aber von eiserner Gesundheit und großem Gottvertrauen, er überlebte alle Krankheiten, heiratete sogar zum zweiten Mal, nämlich das Mädchen Regina, Tochter des Chemnitzer Leinwebers Michael Mildner, der auch einer unserer Vorfahren ist, und bekam von ihr weitere drei Kinder, 1645 den Johann, ferner 1650 Friedericus, der schon als kleines „Söhnlein“ am 27. Oktober 1654 in Chemnitz begraben

werden musste, und Michael, unseren Vorfahren, getauft 1654, der wie sein Vater Schuhknecht wurde, später aber Mädchenschullehrer in Chemnitz war. Der Vater, der Glaubensflüchtling („Exulant“) Johannes Cranewitter, ist nicht alt geworden, aber sein genaues Alter kennen wir nicht. Er wurde begraben am 17. September 1654 an Sankt Jakobi in Chemnitz. Sein letzter Wunsch war, dass keiner seiner Nachkommen in die Finsternis des Papsttums zurückfallen, sondern protestantischer Christ bleiben möge.

Der Kern dieser Erzählung kam auf uns durch meinen Urgroßvater, den Pfarrer Heinrich Trübenbach, der sie sogar drucken ließ. Er hatte sie aus Aufzeichnungen seines Urgroßvaters, des Schulrektors Friedrich Gottlieb Trübenbach in Dohna bei Dresden übernommen. Der wieder beschrieb damit das Leben und die Flucht seines Urgroßvaters, des Exulanten Johannes Granewitter. So ist es zu verstehen, dass sich einige Fehler eingeschlichen hatten, und einiges leider ganz vergessen ist. Deswegen habe ich mich hier bemüht, diese schöne aber traurige, alte Geschichte aus unserer Familie weiter zu erzählen, so gut ich konnte, damit auch meine Urenkel sie noch hören können.

Diese Nacherzählung stand natürlich am Ende meiner Bemühungen um den Wahrheitsgehalt dieser Sage; nur zur Bequemlichkeit des eiligen Lesers habe ich sie hier an den Anfang gestellt.

Nun zu den Details:

In einer unabhängigen Quelle, dem von Otto Stein aus Oederan zusammengestellten Stammbaum der Familie Trübenbach, kommt die Tatsachenlage auf Seite 4 klar heraus. Nicht, wie Heinrich Trübenbach denkt, die männlichen Vorfahren haben den Namen Granewetter gehabt, sondern die Mutter des besagten Rektors in Dohna war eine geborene Kranewitter. Vornamen Katharina Maria, 1699 - 1762, nach anderer Quelle Catharina Sophia. Also war tatsächlich, wie in der netten Geschichte berichtet, der Großvater ein Herr (von?) Kranewitter oder so ähnlich, aber aus der mütterlichen Linie, und es ist also zu prüfen, ob er aus Mähren eingewandert ist. Jedenfalls war er Lehrer in Chemnitz und seine Tochter Katharina, eine Urgroßmutter eines Urgroßvaters meines Vaters, ist in Chemnitz geboren und auch gestorben. Mithin ist in der netten Geschichte mindestens der Satzteil falsch, dass er „zur Zeit der Gründung von Herrenhut“ um seines Glaubens willen als Emigrant aus Mähren nach Sachsen eingewandert sei. Dann müsste die Flucht erst um 1722 erfolgt sein.

Mein Interesse hat auch noch folgenden Grund: Der Pfarrer Heinrich Trübenbach hatte dunkle Haare, dunkle Augen und den gleichen oben breiten Schädel, der unten spitz auslief zu einem sehr schmalen Kinn, wie das auch mein Vater und etwas weniger auch ich habe. Mein Großvater Max Schmiedel, Pfarrer in Dresden, war eher klein und etwas dick. Er schreibt in seinen Lebenserinnerungen, dass sein Schwiegervater, der Pfarrer in Kayna, ursprünglich schwarzes Haar sowie dunkle Augen besessen habe; sein Haar wurde allerdings nach dem Tode seiner vier Söhne, die in jungen Jahren kurz hintereinander an Seuchen starben, in kurzer Zeit schneeweiß.

Seine Frau Anna Mothes hatte, wie ihre ganze Familie, hellblonde Haare, mit sehr starkem Haarwuchs, und blaue Augen. Die Kinder dieses Ehepaars sahen wie folgt aus:

Marie Trübenbach	blond
Johanna Trübenbach	schwarz, dunkle Augen
Else Trübenbach	dunkles Haar und Augenfarbe
Anna Trübenbach	dunkles Haar und Augenfarbe

Magdalene Trübenbach	hellblond
Henriette Trübenbach	schwarze Augen und Haare (meine Großmutter)
Hedwig Trübenbach	soweit ich weiß blond.

Ich denke nun, dass das Trübenbachsche Erbe: Groß, schlank, sehr dunkle Augen und Haare und dreieckiger Kopf, oben breit und mit schmalen Kinn, nicht typisch für einen alteingesessenen Mitteldeutschen oder Sachsen ist, sondern „aus dem Ausland“ kommen muss. Deswegen denke ich, dass diese Merkmale von besagtem Herrn Granewitter (aus Mähren?) stammen. Das wäre für mich eine Art biologische Bestätigung für die alte Geschichte von der Immigration.

Also möchte ich sehen, ob es so aussehende Menschen dort gibt, von wo er herkommt.

Es ist einfach eine interessante Frage, ob unsere Familie starke Einflüsse von Mähren oder Ungarn in sich trägt.

Aufgrund von Recherchen erhielt ich im Juli 1995 vom Heimatmuseum Dohna - leider nicht die oben erwähnten eigenen Aufzeichnungen von Friedrich Gottlob Trübenbach über seinen Lebenslauf, sondern - eine Kopie der Seite 28 aus der „Geschichte der Schule zu Dohna von Dr. Schlauch, Dohna“ mit einigen Angaben zu diesem Urgroßvater von Heinrich August Trübenbach. Daraus geht hervor, dass

Friedrich Gottlob Trübenbach (junior)

am 06. Januar 1728 in Chemnitz geboren wurde als Sohn des dortigen Mägdlein-Schulmeisters. Er hatte die Schule zu Chemnitz besucht und dann in Leipzig Theologie studiert. 1755 wurde er Kantor (= Lehrer) und Organist zu Königstein, Sächs. Schweiz, heiratete 1756 Joh. Dorothea Germann (Garmann ?), eine Pastorentochter aus Spremberg, die 1783 starb. 1784 heiratete er ein zweites Mal, Dorothea Hantzschmann aus (01809-) Krebs. Er starb am 23. Februar 1798 in Dohna. Von seinen sechzehn Kindern überlebten ihn zehn. Er war von 1755 bis 1798 Rektor der Schule in Dohna, also mehr als 40 Jahre lang.

Soweit das Büchlein von Dr. Schlauch.

(Etwas verwunderlich ist, dass Anfang der 1990er Jahre in Dohna das 100-jährige Jubiläum der Schule in Dohna gefeiert wurde, wie mir die Leiterin des Heimatmuseums Dohna, Frau Eva-Maria Lohberg, sagte (Tel. 03529-512628). Die Schule heißt jetzt Marie-Curie-Schule und ist eine Grund- und Mittelschule, die zur mittleren Reife führt. Oberschulen wie vor der Wende gibt es im Freistaat Sachsen heute nicht mehr, sondern Gymnasien. Die gegenwärtige Sekretärin der Schule, Frau Fröhlich, Tel. 03529-512249, ist geschichtsinteressiert und hat für mich nach alten Unterlagen gesucht, aber leider nichts finden können. Bei dem Brand vor 100 Jahren sind auch die Schulakten mit verbrannt. Zum Jubiläum wurde ein geschichtlicher Abriss geschrieben, an dem sie mitgearbeitet hat. Das 100-jährige Jubiläum galt wohl mehr dem Gebäude.)

Der Vater dieses Schulrektors Friedrich Gottlob Trübenbach war der Mädchenschullehrer in Chemnitz

Friedrich Gottlob Trübenbach (senior),

geboren 26. November 1703 in 09366 Stollberg, Erzgebirge, gestorben 12. Dezember 1764 in Chemnitz, die Mutter war die (weiter unten hinsichtlich ihrer Abstammung genannte)

Catharina Sophia (Katharina Maria?) Trübenbach, geborene Kranewitter,

geboren 1699 in Chemnitz, getauft 11. November 1699, Lehrerstochter, gestorben 1762 in Chemnitz. Die Eltern dieser Frau, also Kranewitters, die Großeltern von Friedrich Gottlob Trübenbach junior, sind genau in derjenigen Generation, die in der obigen Schrift bezeichnet wird, in der ein Herr von Granewitter als mährischer Emigrant nach Sachsen eingewandert sei.

Auf der Suche nach den Eltern der Katharina in Chemnitz hat mein Chemnitzer Freund Hartmut Koch freundlicherweise viele Daten und Unterlagen zusammengetragen, die im Anhang einzeln genannt sind.

Daraus und aus weiteren Informationen vom Stadtarchiv und der Kirche St. Jakobi in Chemnitz ergibt sich folgendes überraschende Bild:

Der Vater von Catharina Sophia (Katharina Maria?) Trübenbach, geborene Kranewitter, war der Chemnitzer Lehrer („Mädchenschulmeister“) Michael Kranewitter. Er wurde am 18. August 1654 in Chemnitz geboren. Er wurde zunächst Schuhmacher („Schuhknecht“), später Lehrer. Er hatte zwei Brüder, Johann Kranewitter, getauft 06. Mai 1645, langjähriger Lehrer an der Chemnitzer (Knaben-)Schule, dem sogenannten Lyceum, von dem viel Interessantes berichtet werden kann, und Friedericus Kranewitter, getauft 03. März 1650 und leider schon als kleines „Söhnlein“ am 27. Oktober 1654 gestorben.

Catharinas Großvater aber,

Johannes (Hans) Cranewitter,

war als armer Exulant aus Österreich gekommen, vielleicht aus Mähren, vielleicht aus Ungarn! Er ist also der Glaubensflüchtling, von dem die nette Geschichte spricht. Sein (österreichischer) Geburtsort und der Geburtstag sind unbekannt. Cranewitter kam (nach Auskunft des Stadtarchivs Chemnitz) vermutlich 1634/35 nach Chemnitz und erwarb dort am 2. Oktober 1635 das Bürgerrecht. Um diese Zeit tobte der Dreißigjährige Krieg; Schweden hatte 1630 eingegriffen; Herzog Wallenstein (Waldstein, ein Böhmer aus utraquistischer Familie, der zum Katholizismus übergetreten war und für den Kaiser kämpfte) war soeben (1634) in Eger von kaisertreuen Offizieren ermordet worden. Ferdinand III. war 1625 bis 1647 König von Ungarn, Esztergom war unter türkischer bzw. osmanischer Herrschaft.

Johannes Cranewitter kam nicht allein, sondern mit Ehefrau Susanna und drei minderjährigen Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter. Ein Sohn hieß Zacharias. Der Flüchtling Cranewitter hat sich und seine Familie in Chemnitz „kümmerlich“ als Schuhmacher ernährt. In Chemnitz bekam die Familie weitere drei Kinder, die Töchter Susanna, Rosina und Maria, getauft 28. September 1636, 28. September 1638 bzw. 16. Mai 1641. Aber die neue Heimat bekam nicht gut. Alle sechs Kinder starben in den Jahren 1636 bis 1642. Ein wahrhaft fürchterliches Schicksal! Die erste Chemnitzer Tochter Susanna musste schon am 05. Oktober 1636 begraben werden. Der Sohn Zacharias starb als Schüler und wurde 25. September 1640 begraben, ein anderer Sohn, der auch die Flucht mitgemacht hatte, wurde ebenfalls als Schüler am 09. April 1641 begraben; die Töchter am 22. April 1639 bzw. am 30. März 1642 sowie die letzte lebende Tochter am 23. September 1642. Am 21. Januar 1643 musste er auch noch seine Ehefrau Susanna an St. Jakobi in Chemnitz begraben.

Der schwergeprüfte Mann heiratete wieder, am 24. Juli 1643, Regina geborene Mildner aus Chemnitz, die Tochter von Michael Mildner, eines Bürgers und Leinwebers in Chemnitz. Sie ist vermutlich 1624 in Chemnitz geboren worden. In dieser zweiten Ehe wurden ihm drei Kinder geboren, 1645 Johann, über den weiter unten berichtet wird, ferner 1650 Friedericus, der schon

als kleines „Söhnlein“ am 27. Oktober 1654 in Chemnitz begraben werden musste, und Michael, getauft 18. August 1654, der wie sein Vater zunächst Schuhknecht (Schuhmacher) wurde. Er ist unser direkter Vorfahr. Der Vater Johannes Cranewitter ist gestorben oder begraben am 17. September 1654 in Chemnitz, im selben Jahr also, in dem sein Sohn Michael, unser Vorfahr, geboren wurde und in dem sein Sohn Friedericus sterben musste. Beim Tode des Vaters war sein ältester lebender Sohn Johann erst etwas mehr als neun Jahre alt. Also kann Johannes Cranewitter nicht sehr alt geworden sein; er war noch im zeugungsfähigen Alter, als er starb.

An der netten Geschichte ist also ein zweiter Punkt nicht ganz richtig, dass nämlich der Großvater des Dohnaer Rektors der Glaubensflüchtling gewesen sei; es war der Urgroßvater. Auch hat er sich nicht in Stollberg, sondern in Chemnitz niedergelassen. Und er hat seinen Namen nicht von Granewitter in Trübenbach verändert, sondern seine Tochter hat in die Familie Trübenbach eingeheiratet. Wahr ist, dass er sich und seine Familie kümmerlich von seiner Hände Arbeit ernährt hat - er war ein armer Schuhmacher. Wenn er seinen Namen doch geändert haben sollte, dann von einem unbekanntem Namen in Granewitter. Vielleicht war sein ursprünglicher Name für deutsche Zungen schwer auszusprechen; vielleicht war es ein ungarischer oder slowakischer Name. Jedenfalls ist es nicht ganz unwahrscheinlich, dass sein „deutscher“ Name auf seinen Herkunftsort verweist - die Stadt Gran oder Esztergom. Aber das ist eine Spekulation, die daher kommt, dass die Einwohner Moskaus früher als „Moskowiter“ bezeichnet wurden. Also liegt es nahe, dass die Leute aus Gran eben Granewitter genannt wurden. Siehe dazu Seite 32.

Johannes Cranewitter und seine Familie sind also mitten im Dreißigjährigen Krieg geflohen. Es ist sehr erstaunlich, dass angesichts der Gräueltaten dieses Krieges und der Bevölkerungsdezimierung diese Flucht noch lange nachher in der familiären Erinnerung wach ist. Sie war ein herausragendes Ereignis im Leben der Familie und verdient unser Interesse.

Die zweite Ehefrau von Johannes Cranewitter, Regina Cranewitter geborene Mildner, deren Geburts-, Tauf- und Sterbetage in Chemnitz nicht gefunden wurden (vermutlich weil ihr Vater Michael Mildner erst im Mannesalter und mit Familie in Chemnitz sesshaft wurde, die Bürgerrechte erwarb und als Leineweber tätig war), hat nach dem Tode ihres Mannes erneut in Chemnitz geheiratet, und zwar den Bürger der Stadt Hans Müller. Beide lebten 1673 noch dort. Auch sie waren arm.

Ehe die Familiengeschichte weiter erzählt wird, soll hier ein Blick auf die „große Politik“ geworfen werden, die ja die Ursache der Flucht von Johannes Cranewitter war.

Als **Exulanten** wurden Vertriebene bezeichnet, die im 17. und 18. Jahrhundert ihres protestantischen Glaubens wegen aus den habsburgischen Erbländern verbannt worden waren. Die Ausweisungen gründeten sich in allen Fällen auf dem Recht des Landesherrn, das Religionswesen in seinem Territorium zu bestimmen. „**Gegenreformation**“. Von lateinisch ex-sul, der Verbannte, ex(s)ulare, in der Verbannung leben. Die böhmischen Exulanten der 1620er Jahre, über 30.000 Menschen, wurden zumeist in Kursachsen und der Lausitz angesiedelt.

Einzelheiten über die Exulanten-Bewegung sind zu finden bei:

Schlesinger, Ludwig: Geschichte Böhmens, 2. Aufl. Prag 1870

(od. Über Geschichte Deutsch-Böhmens 1876, siehe Deutsche Bücherei Leipzig)

Schlesinger, Ludwig, Die Stellung der Deutschen in der Geschichte Böhmens, 12 Seiten, Vortrag, Deutsche Bücherei Leipzig unter ZB3622-518

Schlesinger, Ludwig, Städte- und Urkundenbücher aus Böhmen 1896, Deutsche Bücherei Leipzig unter 1926B875

Wolkan, Rudolf: Studien zur Reformationgeschichte Nordböhmens, Wien 1882-1884 (Oder

Nordböhmen und die Reformation, 1. Aufl. 1885, 27 Seiten, 2. Erweiterte Auflage um 1890, 34 Seiten, Barmen, H. Klein, Deutsche Bücherei Leipzig unter SA.408-14

Bieleck: Die Gegenreformation in den Orten des Erzgebirges (konnte von der Deutschen Bibliothek nicht ermittelt werden!)

Gratz: Exulanten-Register (konnte v. der Deutschen Bibliothek nicht ermittelt werden!)

Pescheck, Christian A.: Die Böhmisches Exulanten in Sachsen, Leipzig 1857

Gindely, Anton: Geschichte der böhmischen Brüder, Prag 1852 und Osnabrück 1968, Biblio-Verlag, Neudruck der 2. Ausgabe 1861, siehe Deutsche Bücherei Leipzig 1969A646. Es erschien zuerst „Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation 1, Band 1 über 1450-1564 und Band 2 über 1564-1609, 523 bzw. 515 Seiten.

Pelzel, Franz M.: Geschichte der Böhmen, Prag, Wien 1882

Gindely, Anton: Geschichte des dreißigjährigen Krieges, bei Tempisky, Prag 1869-1878 oder Freytag in Leipzig in 3 Teilen, 1880 - 1884, siehe Deutsche Bücherei Leipzig unter SB2234-1 bzw. -3 und -5.

Frind, Anton: (oder Frinta, Antonin?) Kirchengeschichte Böhmens, Prag 1863-1872

Schmidl, C. G. und Luft, M.: Geschichte der Stadt Weipert, Weipert 1890

Wolf, Bernhard: Einwanderung böhmischer Protestanten in das obere Erzgebirge zur Zeit der Gegenreformation, in Mitteilungen des Vereins für Geschichte Annabergs, 1898, Seiten 17-88

Wolf: Die Bemühungen der Stahlwerker um die Erlangung der Stadtgerechtsamkeit. (konnte von der Deutschen Bibliothek nicht ermittelt werden!)

Es gibt sogar ein Exulantenlied (siehe Anhang). Es stammt von Joseph Schai(d)tberger und beginnt: „I bin ein armer Exulant ...“ Schaitberger war Bergmann und Landwirt, entwickelte sich aber zum Schriftsteller, geboren 1658 in Dürrenberg, das heute zu Hallein in Österreich gehört, wurde im Zuge einer Protestantenverfolgung in Dürrenberg verhaftet und ausgewiesen. Danach war er in mehreren Berufen, u.a. als Tagelöhner, in Nürnberg tätig. Durch heimliche Besuchsreisen in seine Heimat, Briefe, Erbauungsschriften und Lieder wurde er zum geistlichen Haupt der Exulanten und der in Salzburg verbliebenen Protestanten. Die Exulanten aus dem Erzbistum Salzburg wurden vor allem 1731/32 in Ostpreußen angesiedelt. Einzelheiten siehe unten.

Wenden wir uns dem Land **Mähren** zu und sehen, welchen Anlass es für einen Protestanten gab, von dort auszuwandern.

Mähren, tschechisch Morava, ist ein Teil Tschechiens seit 1411. Es liegt zwischen Böhmen im Westen, der Slowakei im Osten, den Sudeten im Norden und den Karpaten im Südosten. Es ist ein Becken, das von dem Fluss March zur Donau hin entwässert wird. Die Hauptstadt ist Brünn. Der Hauptort von Nordmähren ist Mährisch-Ostrau (Ostrava), von Südmähren Brünn (Brno). Es gibt dort Braunkohlenbergbau, Anbau von Getreide, Zuckerrüben, Hanf, Wein, Tabak.

Mähren war bis um 60 vor Christus von den keltischen Bojern bewohnt, die wohl im 4. Jahrhundert vor Christus aus Südwestdeutschland kamen und damals teils in die Po-Ebene gingen, teils nach Böhmen. Die böhmischen Bojer zogen um 60 vor Christus teils nach Ungarn (Pannonien), teils nach Österreich (Noricum); das Land wurde von germanischen Stämmen besiedelt. Im 6. Jahrhundert nach Christus kamen die slawischen Morawer. Herzog Swatopluk (870-894) machte sich von der seit Anfang des 9. Jahrhunderts bestehenden fränkischen Oberherrschaft frei und schuf ein großmährisches Reich (in dem Kyrillos und Methodios missionierten). Dieses Reich zerfiel nach Swatopluks Tod im Kampf mit den Ungarn. Mähren kam 906 z.T. unter ungarische, im 11. Jahrhundert vorübergehend unter polnische, dann unter böhmische Herrschaft; es war vorübergehend, 1182-1197, reichsunmittelbare Markgrafschaft. Kaiser Karl IV. verlieh das Land 1349 seinem Bruder Johann Heinrich, dessen Sohn Jobst (oder Jost oder Jodokus) 1411 kinderlos starb (kurz vorher, 1410, wurde er bei der Doppelwahl gegen Sigmund zum deutschen König gewählt. Er war Gegner des böhmischen Königs Wenzel. Geboren 1354, seit 1375 Markgraf von

Mähren). Seither blieb Mähren mit Böhmen verbunden. Es wurde 1849 österreichisches Kronland, seit 1918 ist es Teil der Tschechei.

Wie war die Religionsgeschichte von **Böhmen**?

Dass sich die evangelischen Stände in den österreichischen Erblanden behaupteten, wurde durch den Gegensatz zwischen dem schlaffen, wissenschaftlichen Interessen zugewandten Kaiser Rudolf II. (1576-1612) und seinem ehrgeizigen Bruder Matthias erleichtert, der sich mit den Ständen Ungarns und Böhmens verband. Rudolf musste den böhmischen Adligen 1609 sogar einen „Majestätsbrief“ gewähren, der ihnen auf ihrem Grund und Boden freie Ausübung der böhmisch-utraquistischen Konfession von 1575 gestattete.

Die Kampfhandlungen des Dreißigjährigen Krieges begannen mit dem Böhmisches-Pfälzischen Krieg. In Böhmen entstanden 1618 Unruhen, als zwei katholische geistliche Grundherren auf ihrem Gebiet neue Kirchenbauten der böhmischen Konfession verhinderten. Auf eine Beschwerde der Stände hin, die Kirchengut als Königsgut ansahen und nach dem Majestätsbrief des Kaiser Rudolf II. von 1609 das Recht in Anspruch nehmen wollten, auf Königsgut ungehindert Kirchen zu bauen, antwortete Kaiser Matthias ablehnend. Da warfen die Ständevertreter unter ihrem Anführer, dem Grafen Thurn, die kaiserlichen Räte Martiniz und Slawata als Urheber des ungnädigen Bescheids sowie den Geheimschreiber Fabricius nach böhmischer Sitte aus dem Fenster (wobei sie nicht getötet werden sollten, sondern „nur“, als wohl bedachtes Zeichen besonderer Missachtung, auf einem Misthaufen landeten). Das war der berühmte Prager Fenstersturz. Die Stände erhoben sich, zusammen mit den Ständen der Lausitz, Schlesiens und Mährens. Sie suchten Anschluss an die Niederlande und hofften auf Hilfe von England.

Die adligen protestantischen Familien stützten sich ihrer Religion wegen auf Friedrich V. von der Pfalz, erhoben ihn zum König, den später sogenannten Winterkönig. Sie suchten Anschluss an die Niederlande und hofften auf die Hilfe Jakobs I. von England, des Schwiegervaters von Friedrich.

Kaiser Ferdinand II. (geb. 1578 in Graz, gest. 1637 in Wien, seit 1617 König von Böhmen, 1618 König von Ungarn, deutscher Kaiser seit 1619), inzwischen zum Kaiser gewählt, verband sich mit dem Papst, Spanien und der „Liga“ deutscher katholischer Stände. Siehe G. Bonwetsch, H. Kania, F. Schnabel und H. Eberle, Grundriss der Geschichte in 4 Bänden, Band III C, Seite 43, B.G.Teubner, Leipzig und Berlin 1928.

Maximilian und Tilly besiegten in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag 1620 den böhmischen König Friedrich, den „Winterkönig“, und nötigten ihn zur Flucht nach den Niederlanden. Dadurch wurde die kaiserliche Zentralgewalt in Böhmen wiederhergestellt. Nunmehr ging Ferdinand gewaltsam gegen die böhmischen Rebellen vor und stellte durch Vertreibung der Utraquisten, die nicht zum Katholizismus übertreten wollten, die Glaubenseinheit wieder her.

Deswegen tauchten zuerst in Sachsen adlige Familien aus Böhmen auf und zwar schon im Jahre 1621. In Böhmen selbst wurden viele Adlige, die der Teilnahme an dem Aufstand bezichtigt wurden, hingerichtet. Diese Hinrichtungen und die Auswanderungen machten sich natürlich auch in der Bearbeitung der Ländereien und in der Verwaltung sehr bemerkbar, weshalb 1626 sechzig neue Grafen und 120 Barone in Böhmen neu ernannt wurden. Diese waren natürlich alle katholisch. Es wanderten selbstverständlich nicht nur diese Adligen aus, sondern weitaus mehr Bauern, Handwerker, Bergleute usw., sodass die ganze Wirtschaft zum Erliegen kam. Man versuchte deshalb, diese Bewegung zu stoppen, indem man sich an den Kurfürsten von Sachsen wandte, diese Leute wieder herüberzuschicken und indem man die Katholisierung langsamer vorantrieb. Ja, man gab 1627 den nichtkatholischen Adligen eine verlängerte Frist zum Verkauf ihrer Güter bis

Ende Mai 1628. Gleichzeitig aber traf die Verbannung jetzt auch die protestantischen Witwen, die das Land ebenfalls verlassen mussten, wenn sie im „Irrtum“ beharrten. Es kam hinzu, dass ihnen alle unmündigen Kinder genommen und auf Staatskosten katholisch erzogen wurden. Die letzten Maßnahmen zur Gegenreformation, die 1650 immer noch nicht beendet war, waren so, dass man die Soldateska in die noch nicht katholisch gewordenen Häuser schickte, die dann die Bewohner erst mit Geldstrafen, und wenn das noch nicht half, mit Gefängnis bestrafte. Das führte natürlich dazu, dass ganze Gruppen heimlich bei Nacht und Nebel auswanderten und in Sachsen Zuflucht suchten. Dies ist u.a. die Ursache der Gründung von Johannegeorgenstadt 1650.

„**Böhmische Brüder**“ oder „**Mährische Brüder**“ waren oder sind eine christliche Gemeinschaft in Böhmen und Mähren, die Mitte des 15. Jahrhunderts durch Abspaltung von den Utraquisten entstanden sind. **Utraquisten** waren eine Gruppe der gemäßigten Hussiten, die „sub utraque specie“, unter beiderlei Gestalt, nämlich Brot und Wein, im Abendmahl Leib und Blut des Herrn empfangen, gemäß den Prager und Iglauer Kompaktaten. Die Utraquisten zerfielen in die gemäßigteren **Calixtiner** (von lat. calix Kelch, wegen des „Laienkelchs“) und die radikaleren **Taboriten** aus Südböhmen. Deren Aufstand in Prag infolge von Verfolgungen führte zu den Hussitenkriegen 1419-1436, in denen sie unter Führung Zischkas und des Priesters Andreas Prokop („der Große“, ca. 1380-1434) die Kreuz- und Reichsheere mehrfach schlugen und die Nachbarländer Böhmens verwüsteten. Die 1433 durch das Zugeständnis des „Laienkelchs“ in den Prager Kompaktaten (30. 11. 1433 mit Vertretern des Basler Konzils) zur Zusammenarbeit gewonnenen Calixtiner besiegten 1434 gemeinsam mit den Katholiken die Taboriten. Der Landtag von Iglau bestätigte 1436 die Prager Kompaktaten und erkannte Kaiser Sigmund als König von Böhmen an. Die meisten Hussiten wurden später lutherisch, eine Minderheit wurde wieder katholisch, der Rest ging in den Böhmisches Brüdern auf. Die Taboriten verloren 1452 unter dem Landesverweser und Calixtinerführer Georg von Podiebrad (ab 1458 König) ihre Selbständigkeit.

Die Böhmisches oder Mährischen Brüder betonten besonders den Gottesdienst und das christliche Leben. Sie sind von Bedeutung für das tschechische Kirchenlied und das Schulwesen. Sie waren früh kirchlich organisiert, mit Bischöfen und Priestern, waren später meist calvinisch. Bedeutende Brüdergemeinen gab es in folgenden Orten: Landskron, Grödlitz, Eibenschütz (Böhmen) und Fulneck sowie Selowitz in Mähren.

Zu nennen sind auch die **Hutterer**. Die Hutterische Bruderschaft war eine religiöse, kommunistisch lebende Gemeinschaft von Wiedertäufern, die 1529 in Nikolsburg in Mähren von Jakob Hutter gegründet wurde. Er war ein Führer der Tiroler Täuferbewegung; er wurde 1536 in Innsbruck verbrannt. Seine Bewegung war zunächst in Mähren, Ungarn und Siebenbürgen verbreitet, später auch in der Ukraine und Nordamerika, dort heute noch bedeutend. Dieser Jakob Hutter sollte nicht verwechselt werden mit Leonhard Hutter oder Hütter, 1563-1616, deutscher lutherischer Theologe, 1596 Professor in Wittenberg. Er war einer der Hauptverfechter der lutherischen Orthodoxie. Er arbeitete über die Lehre von der Inspiration. Er hielt auch die Augsburger Konfession und die Konkordienformel für inspiriert.

Calvinismus ist die auf Johannes Calvin (Jean Cauvin, geb. 1509 in Nordostfrankreich, gest. 1564 in Genf, bedeutendster Reformator neben Luther, wirksam seit 1536) zurückgehende Ausprägung des Evangelischen Christentums in Verfassung, Lebensstil und Lehre. Im Mittelpunkt steht die Lehre von der Souveränität Gottes und das Geheimnis seiner Auserwählung (doppelte „Prädestination“ des einzelnen Menschen durch Gottes Gnade, entweder zur Seligkeit, oder zur Verdammnis). Die Menschen haben in allen Lebensbereichen die Ehre Gottes zu fördern. Darin gründet das rege Interesse des Calvinismus an politischen, sozialen und kulturellen Fragen. Seit 1555 baute er Genf zum Muster einer sittenstrengen reformierten Gemeinde aus. Er wollte die Union mit dem Luthertum, das scheiterte aber an den unterschiedlichen Auffassungen über Prädestination und Abendmahl.

Von Einfluss war Johann Amos **Comenius**, tschechisch Komenský, Pädagoge, geb. 28.03.1592 in Nivnice, Ostmähren, gestorben 15.11.1670 in Amsterdam, Prediger und Bischof der Böhmisches Brüdergemeine, die dem eschatologischen Friedensreich diente. Seine „Opera Didactica Omnia“ erstreben Naturgemäßheit und Anschaulichkeit des Unterrichts. Aus dem Gedanken der Gottebenbildlichkeit folgte er die Notwendigkeit einer umfassenden religiösen Volksbildung. Er wollte die Menschheit in Wissen, Sprache und Religion zusammenführen.

Viele Böhmisches oder Mährisches Brüder wanderten im 16. und anfangs des 17. Jahrhundert freiwillig, nach 1620 zwangsweise aus.

Es wanderten angeblich mindestens 36.000 Familien aus Böhmen nach Sachsen ein.

Wie war nun die Geschichte von **Sachsen** in und vor dieser Zeit? (Der Begriff Sachsen hatte unterschiedliche Bedeutungen (Grenzen) im Laufe der Geschichte.) Ich entnehme die folgenden Abschnitte aus dem „Historischen Nachwort“ des Handbuchs der deutschen Kulturdenkmäler von Georg Dehio; siehe Anhang:

Im Jahre 1089 wurde das ostsächsische Adelsgeschlecht der Wettiner mit der Markgrafschaft Meißen belehnt. Es begann die Herrschaft der Wettiner in Sachsen. Durch die Heranziehung von bäuerlichen Siedlern, die Erwerbung zusätzlicher Gebiete, wie der Niederlausitz (1210), des Pleißner Landes um Zwickau und Chemnitz (1243) und Thüringens (1264) schufen sie sich einen starken Besitz. Übrigens war z.B. schon vor 1137 zur Christianisierung des Gebiets u.a. das Kloster Chemnitz gegründet worden. 1427 wurden die Wettiner Landgrafen von Thüringen und errichteten allmählich eine starke landesherrliche Macht. In der Schlacht bei Lucka im Jahre 1307 konnten sie die Ansprüche der Reichsgewalt auf ihr Land erfolgreich abwehren. Die Markgrafschaft Meißen erreichte ihre erste Blüte.

Die Entdeckung von Silbererzen um Freiberg im Jahre 1168 war von großer Bedeutung und sollte die gesamte Geschichte des Landes prägen. Die erste Blütezeit des Silberbergbaues dauerte etwa ein Jahrhundert; die damaligen Schürfgärten und Schächte galten vornehmlich den reichen Erzlagern, die ohne größeren Aufwand in geringer Tiefe unter dem Mutterboden zu finden waren. Die neu entstehende Stadt Freiberg wurde zur größten Stadt und zum ökonomischen Zentrum des Meißnischen Territoriums, bis sie im 15. Jahrhundert durch Leipzig abgelöst wurde. Ihre Fernhandelsbeziehungen reichten bis zu den Hansestädten, nach Böhmen, Polen und Oberdeutschland. Der Besitz Freibergs spielte in den folgenden Jahrhunderten bei den ständigen Erbfolgeföhden der Wettiner und den Eingriffen der Reichsmacht keine unwichtige Rolle; in den Teilungen der Jahre 1382 und 1485 wurde der gemeinsame Besitz der Bergstadt vereinbart, um das Freiberg Silber allen Wettinischen Ländern zukommen zu lassen. Die Stadt war aber nicht nur eine Stütze des sächsischen Landesherrn, sondern wurde innerhalb des Feudalismus frühzeitig eine Keimzelle des gesellschaftlichen Fortschritts. Mit der Entwicklung der Marktwirtschaft, von Gewerbe und Handel stiegen Einfluss und Bedeutung der Städte. Es entstanden die ökonomischen und sozialen Elemente, die nach einer Zeit des Reifens immer mehr in Gegensatz zur Feudalgesellschaft gerieten.

Die reiche Ausbeute des Freiberg Bergbaus wurden zum inneren Ausbau des Wettinischen Territoriums (Vogteiverfassung) benutzt. In vielfach günstiger Verkehrslage wurden Städte gegründet und befestigt (Freiberg, Leipzig u.a.), deren Entwicklung die Verleihung von Markt-, Zoll- und Münzprivilegien förderte. Hier entstanden Kloster- und Kirchenanlagen sowie andere, z.T. bedeutende Kunstwerke der Romanik. Die Bergstadt selbst wurde im Mittelalter zu einem künstlerischen Mittelpunkt. Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde der Dom in Meißen als bedeutendes Zeugnis des sich durchsetzenden gotischen Baustils erbaut. Weitere kulturelle Leis-

tungen waren das Meißnische Rechtsbuch und das Freiburger Bergrecht sowie die Gründung der Universität Leipzig im Jahre 1409.

Das 14. Jahrhundert ist durch eine weitere Konsolidierung der fürstlichen Territorien in Deutschland gekennzeichnet. In Sachsen konnte Friedrich der Strenge in gemeinschaftlicher Regierung mit seinen beiden Brüdern lange Zeit eine Teilung des Landes vermeiden und kleinere benachbarte Länder erwerben (Schwarzburg, Weimar, Schleusingen, Sangerhausen, Leisnig, Koburg). Mit der Teilung von 1381 brach diese Entwicklung zunächst ab. Im Jahre 1423 verließ Kaiser Sigismund dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren das durch das Aussterben eines Zweiges der Askanier heimgefallene Herzogtum Sachsen-Wittenberg und die mit ihm verbundene Kurwürde. Die Vereinigung von Teilen des alten Stammesherzogtums Sachsen mit der Mark Meißen ließ an der mittleren Elbe einen größeren Komplex entstehen (Kursachsen), dessen Machtstellung jedoch durch den verheerenden Bruderkrieg um eine neue Erbteilung in den Jahren 1445 - 1451 erschüttert wurde. Der Name Sachsen verbreitete sich jetzt von dem neuerworbenen Gebiet allmählich nach Süden und Südwesten über den gesamten Wettinischen Besitz.

Als 1482 Thüringen an das Meißnische Land zurückfiel, beschlossen die seit 1464 gemeinschaftlich regierenden Fürsten Ernst und Albert eine Teilung des Landes und die Spaltung des Hauses Wettin in eine Ernestinische und eine Albertinische Linie. Die Leipziger Teilung von 1485 sollte die Geschichte des sächsischen Raumes für die folgenden Jahrhunderte entscheidend bestimmen. Ernst erhielt das Kurfürstentum Sachsen sowie Thüringen und den größten Teil des Vogtlandes, Albert die Mark Meißen, das Land um Leipzig und das nördliche Thüringen (etwa die heutigen Bezirke Dresden, Leipzig und Karl-Marx-Stadt [= Chemnitz. 1965 geschrieben = DDR-Zeit!]). Gemeinsam sollten bleiben die neu erworbenen Herrschaften in der Lausitz, die Schirmherrschaft über das Hochstift Meißen und vor allem die Bergwerke. Durch eine ungeographische Verzahnung der Grenzgebiete, bei der feudale Herrschaften oft in beiden Teilen lagen und beiden Herren unterstanden, sollte eine gewisse Einheitlichkeit des Gesamtbesitzes bewahrt werden; sie wurde zum Keim dauernder Zerwürfnisse der beiden Linien.

Der Wettinische Besitz sollte nach dieser Teilung für immer getrennt bleiben. Die Möglichkeit der Entstehung eines mächtigen, in sich geschlossenen Territoriums im Herzen des Reiches war endgültig gescheitert. Die fortschreitende Zersplitterung Deutschlands ließ immer zahlreichere weltliche und geistliche Territorien entstehen, von einem Kaiser regiert, dessen Befugnisse kaum über die Grenzen seiner Hausmacht hinausreichten.

Die Ereignisse der Reformation und des Großen Deutschen Bauernkrieges ließen die sächsisch-thüringischen Gebiete nochmals für kurze Zeit zum Brennpunkt europäischer Geschichte werden. Als die wirtschaftlich fortgeschrittensten Territorien, in denen sich Bergbau, Hüttenwesen und Textilindustrie stark entwickelt hatten, wurden sie zu einem Zentrum der revolutionären Ereignisse in Deutschland. Am 31. Oktober 1517 schlug Martin Luther seine 95 Thesen an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg, übte damit Kritik an der Lehre und am Wirken der katholischen Kirche und sagte dem Papsttum den Kampf an. Dieser Schritt löste die Reformation aus, die schnell ganz Deutschland ergriff. In Thüringen rief Thomas Müntzer die Bauern und die arme Stadtbevölkerung in flammenden Predigten mit seiner Lehre von der Volksreformation zum gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse auf, damit der „arme gemeine Mann“ sich vom feudalen Joch befreie. In schweren Kämpfen wurden die aufständischen Bauern schließlich niedergeschlagen und viele von ihnen, darunter Thomas Müntzer, hingerichtet.

In den nachfolgenden Reformationskriegen standen sich die beiden sächsischen Fürsten feindlich gegenüber. Während die Ernestiner, allen voran Friedrich der Weise, Luther und seine Lehre unterstützten, führte das albertinische Sachsen die Reformation erst im Jahre 1539 ein und stand dann im Schmalkaldischen Krieg (1546-47) auf kaiserlich-katholischer Seite (also auch Chemnitz!)

Grund: Der Kaiser Karl V. stellte Herzog Moritz von Sachsen-Meißen die (bisher ernestinische) Kurwürde in Aussicht. In der Schlacht bei Mühlberg an der Elbe 1547 wurde der Ernestiner geschlagen und gefangen genommen. Die im gleichen Jahr entstandene Wittenberger Kapitulation beschränkte sein Gebiet auf das südliche und östliche Thüringen. Es entstand der Kurstaat Sachsen albertinische Linie, ein größerer Komplex vom Erzgebirge bis über Wittenberg hinaus und in einem nordthüringischen Randstreifen bis zur Werra reichend. Dresden wurde zur Residenz der neuen Kurfürsten und erlangte eine erste Blüte.

Im 16. Jahrhundert war Sachsen eines der wirtschaftlich und politisch fortgeschrittensten Territorien und eines der bedeutendsten Handelszentren Deutschlands. Der wachsende Wohlstand war bedingt durch tiefgreifende wirtschaftliche Wandlungen, die Herausbildung von kapitalistischen Produktionsverhältnissen in den Zweigen des Bergbaus und der Textilindustrie und die Entstehung einer starken städtischen Wirtschaft mit Handwerk, Handel und Messen. Auch die zunftfreie ländliche Leinenweberei nahm um 1500 einen raschen Aufschwung. Es begann der Aufstieg von Leipzig, das, durch die Privilegien von 1497 und 1507 zur Reichsmesse erhoben, mit Erfurt, Nürnberg und Frankfurt erfolgreich zu konkurrieren suchte. Die Stadt verdankte ihren Reichtum auch dem Bergbau. Bergbautechnische Anlagen erfordern beträchtliche Gelder. Die Leipziger Handelsherren konnten sich im sächsischen Bergbau wichtige Rechte auf Absatz und Aufbereitung des Erzes sichern. Dies führte zu einer starken Kapitalbildung in Leipzig. Eine zweite Blütezeit des Freiburger Silberbergbaus wurde begleitet von neuen Silberfunden im oberen Erzgebirge und der Gründung neuer, schnell aufsteigender Bergstädte (Schneeberg 1471, Annaberg 1496, Joachimsthal und Marienberg 1521). Im Freiburger Revier lieferten zwischen 1524 und 1600 insgesamt 716 Gruben Erz. Die Fundstelle in Marienberg brachte in den sechs Jahren zwischen 1538 und 1543 allein eine Ausbeute von über einer Million Gulden. Es begannen die Wismut- und Kobaltförderung und der Kohlenabbau bei Zwickau (1515). Von Bedeutung waren auch der Zinnbergbau und die Erwerbung der durch Kupferbergbau wertvollen Grafschaft Mansfeld (1570/79). Der Bergseggen wurde zum großen Reichtum des Landes und wirkte sich auf die gesamte Wirtschaft befruchtend aus. Er gab den Landesherrn die wirtschaftliche Grundlage für ihre starke politische Stellung im Reich und ermöglichte ihnen Landeserwerb, eine glänzende Hofhaltung, die Pflege von Wissenschaft (Universität Wittenberg 1502, Entwicklung zu einem Zentrum des Humanismus) und Kunst (Lukas Cranach), und eine rege Bautätigkeit.

In der Baukunst trat im 15. Jahrhundert, in der Spätzeit der Gotik, ein neuer Aufschwung ein. In dieser Zeit entstanden auch die großen spätgotischen Hallenkirchen des Erzgebirges, wie die Marienkirche in Zwickau, der Dom zu Freiberg, die Annenkirche in Annaberg. Ähnliche Kirchen wurden in Schneeberg, Pirna und Leipzig errichtet. Die Stadt- und Marktkirchen können als Symbole des im Schoße des Feudalismus entstehenden und aufstrebenden Bürgertums bezeichnet werden. Die jetzt errichteten Burgenbauten, wie die Albrechtsburg in Meißen, verbanden häufig den ursprünglichen Charakter des Wehrbaus mit Wohn- und Repräsentationszwecken und leiten bereits in eine nächste Zeitepoche über.

Auf dem Weg von Prag, Nürnberg und Augsburg drangen Formen der Renaissance in Sachsen ein, z.B. die Augustusburg bei Chemnitz. Das Bauwesen der Städte nahm einen glänzenden Aufschwung.

Der Dreißigjährige Krieg unterbrach diese Blütezeit. Kursachsen gehörte zu den am meisten heimgesuchten Gebieten in Deutschland. Es war nicht nur Durchzugsland der Heerscharen und Schauplatz ihrer Entscheidungsschlachten bei Breitenfeld 1631 und Lützen 1632, sondern Kriegsteilnehmer.

Welche Gründe gab es für einen verfolgten Protestanten, gerade nach Sachsen zu gehen? Ich entnehme folgende Sätze sinngemäß aus der „Geschichte der Neuzeit“ von G. Bonwetsch, H.

Kania und F. Schnabel, Ausgabe C, Verlag B.G. Teubner Leipzig und Berlin 1928:

Als von Wittenberg aus die reformatorische Bewegung ihren Siegeszug durch die deutschen Länder antrat, bekannte sich in Kursachsen Johann der Beständige, Bruder und Nachfolger Friedrichs des Weisen, öffentlich zu der neuen Lehre. (Das war etwa 1526; in Sachsen wurde eine lutherische Landeskirche errichtet.

Aus der im Anhang genannten Arbeit von Karl Kirchner entnehme ich folgende Sätze:
„Ein vorzügliches Mittel zur Ausbreitung von Luthers Kirchenreformation waren die Kirchenvisitationen. Die in Kursachsen 1527 und im Herzogtum Sachsen 1539 beginnende Visitation fand eine oft bis ans Ungläubliche grenzende Verwahrlosung und sittliche Verwilderung und musste ernsten Gemütern die Erneuerung der Kirche als unabweisbare Notwendigkeit erscheinen lassen. Obwohl nun die protestantischen Gemeinden in den Superintendenten eine ständige Aufsichtsbehörde erhielten, wurden doch auch später General- und Spezialvisitationen zur Erweckung kirchlichen Lebens und zur Beseitigung von Mißständen für ersprießlich angesehen und von Zeit zu Zeit wiederholt. Es ist kein Zweifel, dass sie in der Hauptsache ihren Zweck erfüllten und Gutes stifteten, aber zugleich rührten sie viel kleinliches Gezänk auf, welches mit der pomphaften Veranstaltung selbst in sonderbarem Widerspruche stand, und mussten sich bei der Kürze der verfügbaren Zeit oft damit begnügen, die etwaigen Wunden zu verkleben anstatt sie zu heilen.“

In Chemnitz fand eine Kirchenvisitation 1671 statt; der damalige Superintendent war Friedrich Holzmann, von dem weiter unten noch berichtet werden wird.

Vorbildlich für die evangelischen Staaten wurde die Kirchenverfassung Kursachsens. An die Spitze der Kirchen trat der Landesherr selbst als „Notbischof“. Die Geschäfte führten geistliche und weltliche Verwaltungsbeamte, die das Konsistorium bildeten. Von ihm wurden die Pfarrer ernannt, die als Verkünder des Gotteswortes und Leiter und Berater der Gemeinde die eigentlichen Träger der kirchlichen Ordnung wurden. Von größter Bedeutung wurde es, dass die meisten unter ihnen in den Ehestand traten, nachdem Luther durch seine Heirat mit der ehemaligen Nonne Katharina von Bora vorangegangen war (1525). Das evangelische Pfarrhaus wurde eine Pflegestätte der Bildung und ein Vorbild für das Familienleben, die Pfarrfrau kam weit mehr zu selbständiger Wirksamkeit außerhalb des Hauses, als es bisher der verheirateten Frau möglich gewesen war. Den Mittelpunkt des Gottesdienstes bildete die Predigt. ... Aufgabe der Kirche blieb auch in den evangelischen Staaten die Pflege des Schulwesens... Aber auch evangelischer höherer Schulen bedurfte man zur Heranbildung des Pfarrerstandes. Ihre Einrichtung erfolgte nach den Vorschlägen Philipp Melancthons, geboren 1497 zu Bretten in Baden; er wirkte seit 1518 in Wittenberg als Luthers bester Freund und Berater und wissenschaftlich hervorragendes Mitglied der Universität.

Als die Gefahr einer gewaltsamen Bekämpfung der neuen Lehre immer drohender wurde, schlossen sich Kursachsen, Hessen, Lüneburg und einige Grafen und Städte 1531 zu dem Schmalkaldischen Bund zusammen, der bald weitere Mitglieder gewann und dem Frankreich seine Hilfe zusagte. Damit war zum ersten Male eine geschlossene evangelische Macht geschaffen.

Entscheidend wurde es, dass den Evangelischen ein neuer Führer entstand in dem Kurfürsten Moritz von Sachsen (Herzog seit 1541, gestorben 1553). Er erkannte die Macht der öffentlichen Meinung... So verband er sich mit mehreren norddeutschen Fürsten zur Verteidigung der „deutschen Libertät“ gegen die „viehische spanische Servitut“ Kaiser Karls des V.

Es gab in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Zwiespalt im Lager der Protestanten zwischen den Calvinisten unter Leitung der Kurpfalz und den Lutheranern unter Leitung von Kursachsen. Der Zwiespalt verstärkte sich noch durch das Eindringen des Calvinismus in Sach-

sen, wo er gewaltsam ausgerottet wurde.

(Nach Maschke, Alfred, Genealogie in Chemnitz, geboren 1903, „Kurzer Überblick über die Exulanten-Bewegung“, Manuskript von 1976 im Stadtarchiv Chemnitz, liegt vor, mit bibliographischen Zusätzen von der Deutschen Bibliothek Leipzig.)

So ist verständlich, dass Sachsen als geeignetes Land erscheinen musste für einen schutzsuchenden Evangelischen, wenn er kein Calvinist war.

Wenngleich die Kriegshandlungen des Dreißigjährigen Krieges 1618 begonnen hatten, so war doch in der Chemnitzer Gegend um 1620 weitgehende Ruhe. Zwar hatte 1618 eine Musterung der Chemnitzer Defensioner stattgefunden, die 838 waffenfähige Bürger erbrachte. Im Sommer 1620 rückte die erste Defensionsabteilung mit 85 Mann aus, aber nach wenigen Wochen kam sie wieder zurück. Sieht man von durchreisenden Offizieren und den nach der Rekatholisierung Böhmens durch Kaiser Ferdinand II. vertriebenen und nach Sachsen gekommenen böhmischen Exulanten ab, von denen einige auch nach Chemnitz gelangten, so fand für die Bürger dieser Stadt der Krieg vorerst nur in mündlichen und schriftlichen Berichten statt. Siehe Karl-Marx-Stadt, Geschichte der Stadt in Wort und Bild, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1988, Seite 52.

Mit dem Jahresschluss 1620 trat für Chemnitz, wie für das ganze Land, scheinbare Ruhe ein. Allein diese Ruhe war nur eine scheinbare und vorübergehende. Kaum sah sich Kaiser Ferdinand II. wieder im Besitze Böhmens, so begann er die durchgreifendste, rücksichtsloseste katholische Reaktion, zunächst gegen die calvinistische Geistlichkeit jenes Landes und der übrigen habsburgischen Besitzungen; dehnte diese Katholisierung bald trotz aller Bemühungen des Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I. (1585-1656, eifriger Lutheraner und Förderer der Musik und der bildenden Kunst, Kurfürst seit 1611), mit gleicher Gründlichkeit auch gegen die lutherische Geistlichkeit und Bevölkerung seiner Länder aus. Kurfürst Johann Georg, der jetzt die Pläne des Wiener Kaiserhofes zu begreifen begann, konnte nichts weiter tun als Hunderten von jenen unglücklichen böhmischen Exulanten wenigstens Unterkommen in seinem Lande zu gewähren. (So wurde Johanngeorgenstadt 1654 von böhmischen Exulanten gegründet.) Auch Chemnitz sah und bewirtete viele jener heimatlosen Protestanten in seinen Mauern und suchte durch öffentliche und private Wohltätigkeit deren Elend zu mildern. Siehe C.W. Zöllner, Geschichte der Fabrik- und Handelsstadt Chemnitz von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Seiten 298-299, Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main 1976, das ist ein Nachdruck der Auflage von 1888.)

Wie schrecklich der Dreißigjährige Krieg war und von den Zeitgenossen empfunden wurde, zeigt folgendes Gedicht eines Zeitgenossen, des 1616 in Meißen geborenen und 1656 in Kitzingen gestorbenen Johann Klaj, mit dem Titel „Teutschland betet“:

Gott, du bester Kriegszerbrecher,
Mache Fried, Fried, es ist Zeit,
Mein Reich wird ja stündlich schwächer
Durch den Länderfresserstreit.
Ach, ich bin des Krieges müde,
Friedemacher, mache Friede!

Ihr, ihr hohen Potentaten,
Haupt und Glieder, groß und klein,
helfet doch zum Friede raten,
Lasset doch die Titel sein.
Lasset alles ungerochen,

Was man hat bisher verbrochen.

Ich bitt Euch um Gottes willen,
Stecket doch die Degen ein,
Dass sich Meer und Länder stillen,
Dass die Straßen werden rein,
Dass man kann zu Wasser handeln,
Sicher auf die Messen wandeln.

Seit man Kriegen hat getrieben,
Land und Stand geblasen an,
Sind nur auf der Walstatt blieben
Hundert tausend tausend Mann.
Was für Mord hat man erfahren
In den dreimal zehen Jahren?

Wieviel Tausend sind verloren
Hier zu Wasser, dar zu Land,
Wieviel Tausend sind erfroren,
Wieviel Tausend sind verbrannt,
Wieviel Tausend sind geblieben,
Die der Hunger aufgerieben?

Was ist sonst im Feld gestorben
Von der Peste, von der Ruhr,
Wieviel Tausend sind verdorben
Ohne Labsal, ohne Kur,
Wieviel haben auf der Straßen
Müssen Leib und Leben lassen.

Waisen, Witwen, Jammerlechzen
Ohne Vater, ohne Mann,
Witwen wie die Tauben ächzen,
Waisen, Fremden untertan,
Essen Tränenbrot mit Wimmern
Und sich fast zu Tode kümmern.

(gerochen = gerächt).

Derselbe Johann Klaj hat dagegen den „Vorzug des Frühlings“ u.a. mit folgenden Worten gerühmt:

Im Lenzen, da glänzen die blümigen Auen,
Die Auen, die bauen die perlenen Tauen,
Die Nymphen in Sümpfen ihr Antlitz beschauen.
Es schmilzet der Schnee,
Man segelt zur See,
Bricht güldenen Klee.

Kommen wir zurück zur eigenen Familie, zu den Söhnen des „Stammvaters und Exulanten“ Johannes Cranewitter, über den übrigens im 19. Jahrhundert von einem unbekanntem Verfasser

folgendes Gedicht geschrieben wurde, das zwar weder sachlich, noch poetisch von besonderer Qualität ist, aber dennoch hier wiedergegeben sei. Ich entnehme es dem Buch „Beiträge zur Geschichte des Thüringer Bauerngeschlechts Trübenbach“, bearbeitet von Arno Trübenbach, Thüringer Verlagsanstalt Dietmar & Söhne, Langensalza 1941:

Als vor 300 Jahren im nahen Oesterreicherland
Mit schrecklichen Gefahren verfolgt der Protestant,
So über einen Ritter vom Granewetterstamm
Bald auch das Ungewitter der Glaubensbrüder kam.
Er liebte Licht und Wahrheit, er liebte seinen Gott,
Er scheute nicht die Wahrheit trotz härtestem Verbot.
„Wer nicht mehr das will glauben, was Oesterreichs Kaiser ehrt,
Des Hab´ soll unser bleiben, doch ihm sei´s Land verwehrt.“
Bei solcher harten Kunde zagt wohl manch eitles Herz;
Doch aus des Ritters Munde, da klang es nur: „Vorwärts“
Und von dem Reichtum, von der Pracht, was er besaß in Fülle,
Nimmt er noch einmal gute Nacht, denkt, so ist´s Gottes Wille.
Sein Glaubenssternlein leuchtet ihm aus seinem Vaterland,
Und läßt ihn frei von dannen ziehn, nach Sachsens hellem Land,
Und kam nach Wittenbergs regem Ort, hört tröstend Luthers Lieder,
„Eine feste Burg ist unser Gott“ und lässt sich dort auch nieder.
Und zu der Bürgerschaft er spricht: „Was nützet mir der Titel,
Der Ahnenruhm, er hilft mir nicht, auch hab´ ich nicht die Mittel.
Ich sah auf meinen Reisen gar manchen trüben Bach,
Drum will ich also heißen fortan nur Trübenbach!“

(Ende des Zitats. Eine handschriftliche Aufzeichnung dieses Gedichts aus der Feder von Max Schmiedel besitze ich, seit Ursula (Ulla) Schmiedel sie mir Ende Oktober 2001 anlässlich ihres Besuchs in Kelkheim und Königstein schenkte.)

Johann Kranewitter

Wie schon gesagt, war Johann Kranewitter der ältere Sohn des armen „Exulanten“ oder Glaubensflüchtlings Johannes Cranewitter und seiner zweiten Frau Regina geborene Mildner. Er wurde am 05. Mai 1645 in Chemnitz geboren, getauft am 6. Mai 1645. Sein Vater Johannes starb am 17. September 1654 in Chemnitz, als er selbst erst neun Jahre alt war.

Der arme, vaterlose Johann Kranewitter hatte das Glück, in dem Rektor der Chemnitzer Schule, Johann Augustin Egenolphus (der später, 1662, ins lockende Dresden ging), einen Förderer zu haben, der ihn väterlich liebte. Durch seinen Fleiß soll er auch die Gunst seiner Lehrer erworben haben. Außer Griechisch und Latein betrieb er besonders eifrig die Sangeskunst, da er wohl wusste, dass ärmere Leute dadurch zu Nahrung kommen können. Er sang im kleinen Chor der Kurrendaner und erwarb sich damit seinen Lebensunterhalt.

Von Chemnitz ging er auf das Katharineum nach Braunschweig, wo ein Verwandter lebte, nämlich der Pastor Magister Johannes Schindler aus Chemnitz. Drei Jahre blieb er dort. (Diese Lateinschule wurde 1415 gegründet, eigenartigerweise von Anfang an als städtische Schule, natürlich gegen den Widerstand der katholischen Kirche. Aber mit städtischem Geld wurde der damalige (Gegen-)Papst Johannes XXIII. (der heute von der Kirche nicht mitgezählt wird) veranlasst, die

Gründung der Schule zu gestatten. Sie lag direkt neben der Kirche St. Katharinen, zu der sie gehörte. Nach der Reformation in Braunschweig 1528 war sie weiterhin städtisch. Sie war im ehemaligen Paulinerkloster untergebracht. Am 15. Oktober 1944 sind bei einem Bombenangriff angeblich 20.000 Bände verbrannt, darunter viele historische Unterlagen der Schule. Jedoch soll das Matrikelbuch aus der fraglichen Zeit auch schon im vorigen Jahrhundert gefehlt haben. Heute sind zwei Schulen zusammengelegt; das Gymnasium heißt heute Martino-Katharineum.)

Johann Kranewitter hätte nach Ablauf dieser Zeit gleich eine Universität beziehen können. Doch besuchte er erst noch die Lateinschule in Salzwedel, wo er gute Fortschritte in der Kunst der freien Rede machte. Dann durchreiste er mit einem Schulkameraden Westfalen und Oldenburg und bildete sich auf der Schule in Halle weiter. Erst im Mai 1667, mit 22 Jahren, bezog er die Universität in Wittenberg und lernte hier viel von dem Adjunkten der philosophischen Fakultät Schelwig, und auch von Hilliger, der 1676 Diakon und später Superintendent in Chemnitz wurde. Er eignete sich besonders gute Kenntnisse in der hebräischen Literatur an. Auch von hier aus unternahm er Reisen. Er streifte durch Brandenburg, Lauenburg, Holstein, Mecklenburg und Pommern, um gelehrte Männer zu besuchen und durch Gespräche mit ihnen gefördert zu werden.

Als er nach Wittenberg zurückkam, war durch den Tod seines früheren Lehrers Georg Rupert (Georgius Rupertus) am 21. Mai 1670 die Stelle des Kantors in Chemnitz frei geworden. Der Rat der Stadt Chemnitz schrieb die Stelle aus. Nach und nach meldeten sich neun Bewerber, unter den ersten am 29. Mai der Kandidat der Theologie Ernst Kindermann aus Marienberg und als letzter am 27. Juni das Chemnitzer Stadtkind Johann Kranewitter oder Krannewitter. Kindermann schrieb, dass er erst in Marienberg zwei Jahre lang, dann in Chemnitz dem Schulchor vorgestanden und oft den Kantor vertreten habe. Nach Beendigung seiner Studien in Wittenberg sei er in Albertheyna Organist geworden und gebe Privatunterricht. Er konnte zwei Empfehlungsschreiben beilegen, so wurde er vom Marienberger Rektor Schellenberger wärmstens empfohlen. Außerdem richtete er ein besonderes Gesuch in lateinischer Sprache an den Chemnitzer Bürgermeister Johann Georg Berlich und schickte ihm zum Johannistag, also zum Namenstag und Geburtstag, ein in Musik gesetztes deutsches Gratulationsgedicht mit acht Strophen, mit dem Refrain „Herr Berlich, der lebet, o herrliche Freuden! Trotz Traurigkeit! weiche betrübliches Leiden“.

Bis zum 4. Juli 1670 war noch keine Wahl erfolgt, da erinnerte der Superintendent Friedrich Holzmann brieflich daran, dass seit Ruperts Tod 6 Wochen verstrichen seien und der Rat nun seine Schuldigkeit tun möge. Es gab nämlich beträchtlichen Zwist zwischen Superintendentur und Rat wegen der Patronatsrechte. Der Rat wählte zwei Männer in die engere Wahl, nämlich Kindermann, der die Werbetrommel so sehr für sich gerührt hatte, und Kranewitter. Beide sollten in der Kirche öffentlich vorsingen.

Am 15. Juli aber meldete der Superintendent, dass er wegen eintretender Geschäfte der Kantorprobe nicht beiwohnen könne, und forderte Aufschub bis nach dem 21. Juli. Als ihn dann der Rat ersuchte, von der Kanzel zu verkündigen, dass Kranewitter und Kindermann eingeladen worden seien, ihre Kunst öffentlich zu zeigen, machte er plötzlich in Bezug auf Kindermann Schwierigkeiten, weil dieser sich ihm nicht vorgestellt habe. Dennoch fand die Kantorprobe der beiden Kandidaten nacheinander am Freitag, dem 1. August (Kranewitter) und Samstag, dem 2. August (Kindermann) 1670 in der Jakobikirche zu Chemnitz statt.

Jeder musste folgende Stücke singen:

1. Introitus Dom X post Trinitatem: Dum clamorem etc.,
2. Kyrie,
3. Symbolum Nizaenum,

4. Wo Gott zum Haus nicht giebt sein Gunst etc.,
5. O welch eine Tiefe des Reichtums etc. von Christoph Bernhard,
6. Iss dein Brot mit Freuden etc. von Heinrich Schütz,
7. Populi omnes, aus dem Florilegium.

Die Leistungen beider waren gleich zufriedenstellend. Das verursachte dem Rat bei der Wahl am 4. August die Schwierigkeit, dass die Hälfte der Stimmen auf Kranewitter, die andere Hälfte auf Kindermann fiel, darunter auch die Stimme des so schön besungenen Bürgermeisters Berlich. Kindermann schob am 1. September einen Revers nach, dass er bis zum Ende seiner Tage auf dieser Stelle zu bleiben gedenke und keine Beförderung, sei es sogar ins Ministerium oder an fremde Schulen anzustreben oder Angebote zu akzeptieren. Er hatte wohl auch gehört, was dem Rat zu Ohren gekommen war, dass Kranewitter geäußert hatte, er gedenke nicht für immer den Taktstock zu schwingen, sondern möglichst bald in ein geistliches Amt zu gehen. Nun wollte man Kindermann die Stelle geben und hätte bei der gegebenen Stimmengleichheit wie üblich die Stimme des Consul regens doppelt gezählt. Da aber dessen Stimme ohnedies schon zweifach gerechnet worden war, hielt man es für unstatthaft, ihm nun gar dreifachen Wert zuzugestehen. Schließlich half Theodor Neefe aus der Verlegenheit, indem er nachträglich für Kindermann stimmte. So war Kindermann gewählt. Allerdings versprach man Kranewitter, dass er bei nächster Gelegenheit berücksichtigt würde.

Die Berufung Kindermanns, die schon am 9. August ausgestellt worden war, konnte wegen der Streitigkeiten mit Superintendent Holzmann erst am Ende des Monats dem ungeduldig harrenden Kandidaten ausgehändigt werden. Denn es begaben sich der Stadtschreiber und ein Ratsherr zu Holzmann, um dem Superintendenten von der Berufung Mitteilung zu machen. Der zeigte sich unzufrieden, dass er nicht zu den Wahlberatungen zugezogen worden sei und dass nicht lieber Kranewitter auserkoren worden sei. Später musste Kindermann selber das Präsentations schreiben dem Superintendenten zur Mitunterschrift vorlegen. Er erklärte, dass er nicht eher unterschreiben werde, bis ihm auch die Berufungsurkunde vorgelegt und wegen der Mitunterschrift ein Dukaten oder wenigstens 30 Groschen gegeben würden. Darauf legte Kindermann, der arme Kerl, ihm die Originalurkunde vor, die bereits mit dem Stadtsiegel und der Unterschrift des Bürgermeisters versehen war. Der eigensinnige Superintendent fand sie unrichtig, obwohl sie eine Klausel enthielt, die nach einem früheren Streit von 1666 vereinbart worden war. Er strich einige Worte aus und schickte die Urkunde durch den Kirchner an den Rat zurück, der darüber empört war. Zum Glück gab es schon wenig später einen neuen Superintendenten, Albinus Seyfried.

Zu den einzelnen Musikstücken:

Introitus Dom. X post Trinit.: Dum clamorem etc.:

Nicht „Dum clamorem ...“, sondern „Dum (oder cum) clamarem...“, und nicht Eingangslied für den zehnten Sonntag nach Trinitatis, eigentlich Dominica Trinitatis genannt, sondern für den neunten. Allerdings ist dieser Gregorianische Gesang in der katholischen Kirche als Introitus in den Gottesdienst am zehnten Sonntag nach Pfingsten (was derselbe Sonntag ist wie der neunte nach Trinitatis) bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts in Latein vom Priester gesungen worden, seither ist das abgeschafft. Derselbe Brauch ist heute noch in der Evangelischen Kirche möglich, aber nur noch selten üblich, allerdings in deutsch: „Eingangslied“ (aber nicht der Gemeinde, sondern des Pfarrers). Im 17. Jahrhundert war offenbar noch der „katholische“ Brauch des lateinischen Vorsingens bei den Protestanten ebenso üblich wie bei den Katholiken. Dieser 9. Sonntag nach Trinitatis fällt also ungefähr in den Anfang August.

Der Text stammt aus dem 55. Psalm (54. Psalm nach katholischer Zählung; „Eine Unterweisung Davids, vorzusingen, auf Saitenspiel“, Verse 17, 18, 20 und 23:

„Ich aber will zu Gott rufen, und der Herr wird mir helfen.
Des Abends, Morgens und Mittags will ich klagen und heulen, so wird er meine Stimme hören.

...

Gott wird hören und sie demütigen, der allewege bleibt. (Sela.) Denn sie werden nicht anders und fürchten Gott nicht.

...

Wirf dein Anliegen auf den Herrn; er wird dich versorgen und wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen.

Interessant ist der Text der Verse, die direkt davor, zwischendrin und direkt dahinter liegen, aber weg gelassen wurden:

Der Tod übereile sie, dass sie lebendig in die Hölle fahren; denn es ist eitel Bosheit unter ihrem Haufen.

...

Er erlöst meine Seele von denen, die an mich wollen, und schafft ihr Ruhe; denn ihrer viele sind wider mich.

...

Sie legen ihre Hände an seine Friedensamen und entheiligen seinen Bund.

...

Ihr Mund ist glätter denn Butter, und haben doch Krieg im Sinn; ihre Worte sind gelinder denn Öl und sind doch bloße Schwerter.

...

Aber, Gott, du wirst sie hinunter stoßen in die tiefe Grube; die Blutgierigen und Falschen werden ihr Leben nicht zur Hälfte bringen. Ich aber hoffe auf dich.“

Die älteste Luther-Bibel, die ich auf diese Texte hin zu Rate zog, die 1683 von Johann Stern in Lüneburg gedruckte Bibel, enthielt denselben Text, abgesehen von Details der Schreibweise der Wörter und Interpunktion.

Das „Sela“ kommt in vielen Psalmen vor, ist hebräisch und war eine musikalische Angabe in den hebräischen Psalmen von unbekannter Bedeutung, wohl eine Aufforderung zu einem jubelnden Zwischenruf der Gemeinde.

Der lateinische Text, den Kranewitter singen musste, lautet wie folgt. Ich erhielt beide Quellen von Prof. Becker, Univ. Mainz, Kath. Theologie, Seminar f. Prakt. Theologie, Abt. Liturgiewissenschaft u. Homiletik.

Dum clamárem ad Dóminum, exaudivit vocem meam, ab his qui appropínquant mihi: et humiliávit eos, qui est ante saécula, et manet in aetérnum: jacta cogitátum tuum in Dómino, et ipse te enútriet. Die Noten liegen vor.

Das sei aus dem Choralbuch Minster-Schwarzach 1993, (Lied 240 auf Seite 114), Kopie liegt mir vor. Es ist hiernach das Eingangsglied zum 15. Sonntag im Jahreskreis, entspricht Psalm 55 (!), 17-20.23, kommt aus dem Graduale Romanum (1974) bzw. aus dem Missale Romanum (1970). Die einfache Übersetzung dieses Texts lautet:

Als ich schrie zum Herrn, erhörte er mein Rufen (um Rettung) vor denen, die mir nahe traten. Und er erniedrigte sie, (er,) der ist von Ewigkeit und bleibt in Ewigkeit. Wirf dein Sorgen auf den Herrn, und er selbst wird dich ernähren.

Nach einer anderen Quelle, Schott, Seite 654 (Proprium Missarum de Tempore), die dem Missale

Romanum Tridentinum (von 1570) in etwa entsprechen soll, lautet der Introitus für den 10. Sonntag nach Pfingsten wie folgt und entspricht dem Psalm 54 (!), 17, 18, 20 und 23: (Cum .. statt Dum .., länger)

„Cum clamárem ad Dóminum, exaudivit vocem meam, ab his, qui appropínquant mihi: et humiliávit eos, qui est ante saécula et manet in aetérnum: jacta cogitatum tuum in Dómino, et ipse te enútriet. (Psalm ibid. 2) Exáudi, Deus, oratióem meam, et ne despéxeris deprecatióem meam: inténde mihi et exáudi me.“

Die Übersetzung ist danebengedruckt: „Ich schrie zum Herrn, und Er erhörte meinen Ruf und schützte mich vor denen, die mir feindlich nahen. Er hat sie klein gemacht, Er, der da ist vor aller Zeit und bleibt in Ewigkeit. Wirf deine Sorgen auf den Herrn, Er wird dich nähren. (Psalm ebenda 2) Erhör, o Gott, mein Beten, verschmähe nicht mein Flehen, hab acht auf mich, erhöre mich. Ehre sei.. Glória Patri.“

Dieser Introitus fand sich unter „Dominica X. post Pentecosten. Ad Missam.“ in voller Länge, in Latein und mit den Gregorianischen Noten in dem Buch „LIBER USUALIS MISSAE ET OFFICII PRO DOMINICIS ET FESTIS CUM CANTU GREGORIANO EX EDITIONE VATICANA ADAMUSSIM EXCERPTO A SOLESMENSIBUS MONACHIS“, TYPIS SOCIETATIS S. JOANNIS EVANGELISTAE DESCLÉE & SOCII, Tournay 1950, Seite 1020. Kopie liegt vor.

Kyrie:

Das Kyrie ist ein liturgischer Gesang. Kyrie eleison ist griechisch: Herr, erbarme dich. Es ist ein aus der heidnischen Antike in die christliche Liturgie übernommener Gebetsruf, als Bitte und Bekenntnis an Jesus Christus gerichtet. (Liturgie ist das griechische Wort leiturgia, Dienst für das Volk. In den altgriechischen Staaten war eine unentgeltliche, freiwillige, einmalige Leistung der Reichen für den Staat gemeint, später Bezeichnung für den öffentlichen christlichen Gottesdienst.)

Es dürfte sich um das noch im Evangelischen Gesangbuch von 1994 und auch im evangelischen Kirchengesangbuch für die evangelische Kirche in Hessen und Nassau von 1976 sowie in der Ausgabe für die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens von 1950 vorkommende Kyrie handeln, das als mittelalterlich aus Naumburg von 1537/38 oder altkirchlich um 950 gekennzeichnet ist, nach dem lateinischen „Kyrie fons bonitatis“ (Herr, Quell der Herzengüte):

„Kyrie, Gott Vater in Ewigkeit, groß ist dein Barmherzigkeit, aller Ding ein Schöpfer und Regierer, eleison. Christe, aller Welt Trost, uns Sünder allein hast erlöst. O Jesu, Gottes Sohn, unser Mittler bist in dem höchsten Thron, zu dir schreien wir aus Herzensbegier: eleison. Kyrie, Gott Heiliger Geist, tröst, stärk uns im Glauben allermeist, dass wir am letzten End fröhlich abscheiden aus diesem Elend: eleison“.

Die Noten liegen vor, es handelt sich um das Lied 178.4 des Gesangbuchs von 1994.

Vielleicht wurde dieses Kyrie fons bonitatis (in festis solemnibus) nach der Melodie gesungen, die im LIBER USUALIS MISSAE ET OFFICII (siehe oben) steht. Kopie liegt vor.

Es könnte sich jedoch auch um das Kyrie mit Gregorianischer Melodie handeln:

„Kyrie eleison. Kyrie eleison. Christe eleison. Christe eleison. Kyrie eleison. Kyrie eleison.“ Die Noten liegen ebenfalls vor, es handelt sich um das Lied 178.1 des Gesangbuchs von 1994.

Schließlich kommt das Kyrie mit der Melodie von Martin Luther von 1526 in Frage, das denselben Text hat wie das Gregorianische Kyrie, wahlweise den deutschen Text „Herre Gott, erbarme dich. Christe, erbarme dich. Herre Gott, erbarme dich.“

Die Noten liegen vor. Es ist das Lied 178.3 des Gesangbuchs von 1994.

Hingegen ist es unwahrscheinlich, dass es sich um das Kyrie mit der Straßburger Melodie von 1524 handelt, das einen deutschen Text und im Gesangbuch von 1994 die Nummer 178.2 hat.

Symbolum Nicaenum:

symbolum = credo = confessio = Glaubensbekenntnis.

Nizäa, lateinisch Nicaea, griechisch Nikaia, war eine antike Stadt in Bithynien, ist heute das türkische Dorf Iznik, im Jahr 316 vor Christus gegründet, war Handelsstadt, Bischofssitz, Hauptstadt, im Byzantinischen Reich Sommerresidenz des Kaisers, später Sitz der Byzantinischen Regierung, seit 1331 türkisch. Tagungsort des ersten (325) und des siebten (787) allgemeinen Konzils.

Das Nizänische Glaubensbekenntnis war das auf dem Konzil von Nizäa im Jahr 325 gegen den Arianismus verfasste Glaubensbekenntnis; es betont die Wesensgleichheit des vom Vater gezeugten Sohnes. Arianismus ist eine nach seinem Urheber, dem griechischen Theologen Arius oder Arejos, um 260 bis 336, Priester in Alexandria, benannte „häretische“ Bewegung des 4. Jahrhunderts um die christliche Dreifaltigkeitslehre. Nach Arius hat der ungeschaffene und unveränderliche Gott den Logos aus dem Nichts (und durch ihn die Welt) geschaffen; der Logos ist dem Vater deshalb nicht wesensgleich, Christus ist „Sohn“ durch Gnade, der Logos nimmt in ihm die Stelle der Seele ein. Arius wurde um 320 auf einer Synode in Alexandria von seinem Bischof Alexander verurteilt und 325 auf dem von Konstantin dem Großen einberufenen (1. ökumenischen) Konzil von Nizäa nochmals verurteilt. Jahrzehnte heftigster theologischer und kirchenpolitischer Auseinandersetzungen zwischen Arianern und Nizänern folgten. Der mit Hilfe besonders des Kaisers Konstantius bis um 360 nahezu siegreiche Arianismus spaltete sich im Innern und lebte unter mehreren Germanenstämmen bis ins 6.-7. Jahrhundert fort.

Text des Credo gemäß heutigen Gesangbüchern, nach einer vorreformatorischen deutschen Strophe aus dem 14. Jahrhundert von Martin Luther 1524:

„1. Wir glauben all an einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, der sich zum Vater geben hat, dass wir seine Kinder werden. Er will uns allzeit ernähren, Leib und Seel auch wohl bewahren, kein Leid soll uns widerfahren; er sorget für uns, hüt´ und wacht, es steht alles in seiner Macht.

2. Wir glauben auch an Jesum Christ, seinen Sohn und unsern Herren, der ewig bei dem Vater ist, gleicher Gott von Macht und Ehren, von Maria, der Jungfrauen, ist ein wahrer Mensch geboren durch den Heiligen Geist im Glauben, für uns, die wir warn verloren, am Kreuz gestorben und vom Tod wieder auferstanden durch Gott.

3. Wir glauben an den Heiligen Geist, Gott mit Vater und dem Sohne, der aller Blöden (=Verzagten) Tröster heißt und mit Gaben zieret schöne, die ganz Christenheit auf Erden hält in einem Sinn gar eben; hie all Sünd vergeben werden, das Fleisch soll auch wieder leben; nach diesem Elend ist bereit´ uns ein Leben in Ewigkeit. Amen. Amen.“ Die Noten liegen vor.

Wo Gott zum Haus nicht giebt sein´ Gunst:

Psalm-Lied zu Psalm 127, Melodie Wittenberg 1529, Text von Johann Kolrose um 1487-1558:

„1. Wo Gott zum Haus nicht giebt sein Gunst, so arbeit´ jedermann umsonst; wo Gott die Stadt nicht selbst bewacht, so ist umsonst der Wächter Macht.

2. Vergebens, dass ihr früh aufsteht, dazu mit Hunger schlafen geht und esst eur Brot mit Unge- mach; denn wems Gott gönnt, gibt ers im Schlaf.

3. Nun sind sein Erben unsre Kind´, die uns von ihm gegeben sind; gleichwie die Pfeil ins Star- ken Hand, so ist die Jugend Gott bekannt.

4 Es soll und muss dem gschehen wohl, der dieser hat sein´ Köcher voll; sie werden nicht zu Schand noch Spott, vor ihrem Feind bewahrt sie Gott.

5. Ehr sei Gott Vater und dem Sohn samt Heiligem Geist in einem Thron, welchs ihm auch

also sei bereit' von nun an bis in Ewigkeit.“

Da der Text der Strophen 3 und 4 für uns praktisch unverständlich ist, hier dieser Teil des Textes von Psalm 127 aus dem Bibeltext in der revidierten Fassung von 1984, Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart:

„Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk. Wie Pfeile in der Hand eines Starken, so sind die Söhne der Jugendzeit. Wohl dem, der seinen Köcher mit ihnen gefüllt hat! Sie werden nicht zuschanden, wenn sie mit ihren Feinden verhandeln im Tor.“ (Im Stadttor fanden die Gerichtsverhandlungen statt). Die Noten liegen vor.

O welch eine Tiefe des Reichtums :

Von Christoph Bernhard, geboren in Danzig 1627, deutscher Komponist. Er war der bedeutendste Kirchenmusiker des 17. Jahrhunderts nach Heinrich Schütz. Seit 1649 Altist in der Dresdener Hofkapelle. 1650 verfasste er eine Musiklehre, die zwar nicht gedruckt wurde, aber weit verbreitet war. 1655 Vizekapellmeister. Bei Heinrich Schütz setzte er seine Studien fort. Reisen nach Italien. 1664 übernahm er das Kantorat an der Jacobikirche in Hamburg. 1674 ging er als Prinzenenerzieher und Kapellmeister nach Dresden zurück. Gestorben 14.11.1692 in Dresden. Das Werk stammt von 1665.

Der Text ist aus der Bibel: Römer 11, 33-36: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beide der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herren Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen, oder wer hat ihm etwas zuvor gegeben, dass ihm würde wiedervergolten? Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Ding, ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.“

Die Noten, für Baßstimme, 2 Geigen und Basso Continuo sind enthalten in dem Sammelwerk „Das Erbe deutscher Musik, herausgegeben von der musikgeschichtlichen Kommission e.V., Band 65“ aus dem Bärenreiter Verlag, Kassel Basel Tours London 1972, herausgegeben von Otto Drechsler und Martin Geck, Band 6 der Abteilung Oratorium und Kantate, Christoph Bernhard, Geistliche Harmonien. Ich erhielt sie als DIN A4-Kopie von Frau Höhn, Ev. Kirche in Hessen und Nassau, Amt für Kirchenmusik, Bibliothek, Miquelallee 7, 60487 Frankfurt, Tel. 069-247719-0.

Iss dein Brot mit Freuden:

Von Heinrich Schütz, deutscher Komponist, geboren in Köstritz bei Gera 14.10.1585, gestorben in Dresden 6.11.1672. Seine Eltern stammten aus Chemnitz, sie zogen aber nach Weißenfels, um ein Erbe anzunehmen. Dort wuchs Schütz auf. Seine schöne Sopranstimme fiel dem durchreisenden Landgrafen Moritz von Hessen auf. Er ließ Schütz in Kassel erziehen. Er war Kapellknaube in Kassel, studierte auf Kosten des Landgrafen Jura in Marburg, dann Musik in Venedig (ein Stipendium zum Studium in Italien musste ihm fast aufgezwungen werden); danach studierte er in Frankfurt/Oder und Jena weiter. Mit 28 Jahren erst wurde er angestellt als Hoforganist in Kassel. Seit 1617 war er Hofkapellmeister in Dresden, 55 Jahre lang, mit Unterbrechungen durch Fernreisen infolge des Dreißigjährigen Krieges. Er war Großmeister der Tonkunst vor Johann Sebastian Bach. Er schuf viele Psalm-Melodien zu dem Liederpsalter von Kornelius Becker.

„Iss dein Brot mit Freuden“ ist in den Sinfoniae Sacrae II als Stück Nr. 18 enthalten, es stammt von 1647. SWV (Schütz Werke Verzeichnis) Nr. 358. Das ist die Auskunft von Dr. Berke von der Heinrich-Schütz-Gesellschaft, die in personellem Zusammenhang mit dem Bärenreiter Verlag in Kassel steht, Tel. 0561-31050 (Frau Fröhlich). Für Sopran und Bass mit zwei Violinen und Generalbass (Cembalo oder Klavier). Es ist offenbar auf keiner erhältlichen CD enthalten.

Text, offenbar ebenfalls von H. Schütz: „Iss dein Brot mit Freuden und trinke deinen Wein mit gutem Mut. Es ist nichts bessers denn fröhlich sein und ihm gütlich tun in seinem Leben. Ich lobe die Freude, dass der Mensch nichts bessers hat unter der Sonnen. Denn, ein jeglicher Mensch, der da isset und trinket und hat guten Mut in aller seiner Arbeit, das ist eine Gabe Gottes.“

Die Noten liegen vor.

Populi omnes aus dem Florilegium:

„Florilegium“ bedeutet Blütenlese oder Auslese oder Anthologie. „Das“ Florilegium ist eine von Erhard Bodenschatz (geb. in Lichtenberg im Vogtland um 1576, gest. 1636 in Osterhausen, Thüringen, war 1600 Kantor in Schulpforta, dann Pfarrer, zuletzt in Osterhausen) zusammengestellte Sammlung von Musikstücken, herausgegeben unter dem Titel „Florilegium selectissimarum Cationum“ 1603 bei Abraham Lamberg in Leipzig. Das „Florilegium Portense“ von 1618 (2. Teil 1621 unter dem Titel Florilegii Musici Portensis Sacras Harmonias sive Motetas) ist eine demgegenüber erweiterte und ebenfalls in Leipzig verlegte Sammlung von Werken von 58 Tonschöpfern des 16. und 17. Jahrhunderts, darunter von Bodenschatz selbst nur 3 Motetten. Diese Sammlungen enthalten als Mittagsgesänge für die Schüler der Schule in Schulpforta 115 Stücke sowie der zweite Teil 150 vier- bis achttimmige Motetten. Sie war an sich nur für den Gebrauch der Schüler in Schulpforta gedacht, blieb aber bis zu Bachs Zeiten (gest. 1750), stellenweise sogar darüber hinaus, in allgemeinem Gebrauch. Später (Leipzig 1606 und wohl auch Naumburg 1713 und 1747) gab Erhard Bodenschatz das „Florilegium selectissimorum Hymnorum“ heraus. Das soll eine Bearbeitung der von Calvisius 1594 herausgegebenen Hymnen sein. Genau dieselben Titel enthält die im Verlag Aere Breitkopfiano in Leipzig 1777 erschienene Sammlung „Hymnorum precumque formulae ad Portensium Alumnorum usum Bibliothecae Publicae sumtibus“. Letztere drei Werke sollen nach Auskunft der Archivarin der Landesschule Pforta in 06628 Schulpforte, Frau Dorf Müller, das „Populi omnes“ nicht enthalten. Also müsste es in dem Florilegium Portense selbst stehen. Bei Bedarf können folgende Literaturstellen gesucht werden: O. Riemer, Erhard Bodenschatz und sein Florilegium Portense, Leipzig 1928 und F. Blume, Geschichte der evangelischen Kirchenmusik, Kassel, 2/1965.

Die Musikbibliothek der Stadt Leipzig beschaffte mir schließlich Kopien der Titelblätter und die Noten dieses Stücks, allerdings nur für die Baßstimme (8. voc. 1. Chori Basis.). Diese Noten liegen vor. Der gesungene Text lautet wie folgt:

„Populi omnes, jubilate, populi omnes, jubilate, ij ? decantate, ij Canticum Canticum novum, Cantic_ novum, ij novum, Canticum novum, quia, quia, in excelsis, in excelsis, in excelsis est Deus, ij ij in excelsis est Deus filiae Sionis, filiae, congratulentur omnes, ij organa cum cantu, sonent vehementer, vehementer, organa c_ cantu, sonent vehementer, vehementer, ij tympana, ij ij laeta pulsantur, ij Dominus ? lauderur, ij qui solus in numera facit, facit, qui solus in numera, qui solus in numera facit, opera seculo, ij ij opera seculo, à quo gens homin_ vivit, minima nec Domini, curam praeterierunt, praeterierunt.“

Dieses Werk ist in der Ausgabe von 1618 enthalten, ist für Orgel eingerichtet, die Komposition stammt von M. Roth oder Rothe. Über diesen Komponisten steht in dem (englischen Buch) New Grove, London 1980, folgendes: „Geboren wahrscheinlich in Naumburg, gestorben 1610, deutscher Komponist, war von 1606 bis 1608 Kantor in Schulpforta, wo unter seinen Schülern wohl der junge Johan Herman Schein war. Seine einzigen bekannten gedruckten Werke sind 16 Motetten für sieben bzw. acht Stimmen, die in der zweibändigen Anthologie, herausgegeben von Erhard Bodenschatz, einem seiner Vorgänger in Schulpforta: Florilegium Portense (RISM 1618) und Florilegium musici Portensis (1621) enthalten sind. Im letzteren ist er mit nicht weniger als 15 Stücken vertreten, was ihm mit Abstand den größten Anteil vor allen anderen Komponisten gibt. Diese Motetten sind Vertonungen von sowohl lateinischen als auch deutschen Texten; na-

hezu alle sind geschrieben für einen achteiligen Doppelchor, wie er sehr beliebt war in Deutschland zur Jahrhundertwende (1500/1600) und der im ganzen Florilegium vorherrscht. Der Stil dieser Motetten ähnelt sehr stark dem von Jacob Handl, besonders in der Verwendung von Chören gleicher Tonhöhe und in der sich ergebenden unisonen Antiphonie, die, wenn man sie auf sehr kurze Phrasen anwendet, fast wie ein Echo klingt. Ebenfalls beiden Komponisten gemeinsam ist eine fundamentale diatonische Harmonie (Tonfolge in Ganz- und Halbtönen entsprechend unserem Tonleitersystem; Gegensatz: Chromatisch, also Tonfolge unter Veränderung eines Tons, z.B. c - cis.) und ein syllabischer Stil (eine Silbe - ein Ton) des kontrapunktischen Komponierens, wobei das Interesse nicht so sehr in der Bewegung der Tonfolgen liegt, sondern in der Nebeneinanderstellung von Gruppen von Akkorden oder Tönen. Die harmonische, weniger die melodische Natur der Basslinien ist ein weiteres Kennzeichen dieser Tendenz zu vertikalem Denken. Ein interessante Eigenschaft von Roths achteiligem Komponieren ist seine Gruppierung der Stimmen über die ursprüngliche Unterteilung hinaus in identische Chöre, sodass hohe oder tiefe Stimmlagen manchmal miteinander kontrastieren. Obwohl alle Stücke mit einem Continuo-Part ausgestattet sind (Basis generalis, Generalbass, basso continuo; eine besondere Art, Musik zu ersinnen und unter Verwendung von Ziffern niederzuschreiben, die es seit der Wende zum 17. Jahrhundert gibt und die typisch war für Hochrenaissance und Barock), ist es so gut wie sicher, dass dieser von Bodenschatz hinzugefügt wurde; in jedem Fall ist er nicht mehr als ein basso seguente (ein Bass, der der tiefsten Gesangsstimme folgt). Wenngleich Roth wenig Originalität bei Melodie oder Rythmus zeigt, so sind seine Bemühungen hinsichtlich der formalen Organisation und sein vertikales Konzept der Komposition Zeichen progressiven Denkens.“

Die ehemalige Zisterzienser-Klosterschule Pforta (1137-1540), spätere (ab 1543) protestantische Landesschule St. Marien in Pforta, später Schulpforta, heute Schulpforte, war eine der drei Fürstenschulen des Kurfürsten Moritz von Sachsen, eine berühmte humanistische Internatsschule, in der u.a. Klopstock, Lessing, Ranke und Nietzsche Schüler waren, dann 1935-45 „Nationalpolitische Erziehungsanstalt“, Napola genannt, ist heute die gymnasiale Internatsschule Pforta in 06628 Schulpforte des Landes Thüringen mit drei Schwerpunkten: Musik, Fremdsprachen und Naturwissenschaften.

Soviel zu den gesungenen Musikstücken. Offenbar hatte Johann Kranewitter eine Baßstimme.

Johann Kranewitter musste sich nun noch drei Jahre lang nach der missglückten Bewerbung durch Privatstunden mühsam ernähren, bis 1673 der Chemnitzer Lehrer („Tertius“) Johann Poetius als Konrektor nach Marienberg ging. Kranewitter erinnerte den Rat an das vor drei Jahren gegebene Versprechen. Er könne auch, so schrieb er, den Schuldienst um so besser versehen, da seine Eltern - seine Mutter hatte sich zum zweiten Mal verheiratet, und zwar mit dem Chemnitzer Bürger (Bürger waren Handwerker oder Kaufleute, die in der Stadt Grund und Boden besaßen) Hans Müller - in Chemnitz wohnten und, obwohl sie arm seien, ihn doch mit dem zum Leben Nötigen versorgen könnten. Anscheinend war er zu diesem Zeitpunkt noch nicht verheiratet. Er erhielt tatsächlich die erbetene Stelle mit der Berufungsurkunde vom 23. September 1673. Nun war er Tertius in Chemnitz und sollte es bis zu seinem Tode am 7. April 1718 bleiben.

Konrektor war der 1671 berufene Johannes Engel, dem 1678 der Magister Gottfried Schulze beigeordnet wurde, der wenig später Rektor wurde. Also waren wohl alle Lehrkräfte ziemlich gleich alt, sodass Aufstiegschancen nicht bestanden. Offenbar gab es noch einen weiteren Lehrer, Arnoldi, an der Chemnitzer Lateinschule. Kantor war von 1676 bis 1711 der am 27. Februar 1653 als Sohn des Arithmetikus Daniel Vogel in Zwickau geborene Gottfried Vogel, der sich auch Cygnaeus nannte. Er machte anfangs Furore und gab wie seinerzeit Kindermann auch das Versprechen schriftlich ab, „nicht allein zu der Musica Profession zu machen, sondern auch in dieser Profession bey hiesigen Schulen zum wenigsten, wenn Gott so lange Leben und Gnade verleihet, zehn Jahre lang zu verbleiben, und keine andere Beförderung, es Sey in einen anderen stand

(gemeint war der des Pfarrers) oder in eine andere Schule zu ambieren, noch auch offerirte zu acceptiren“. Anfänglich erfreute man sich auch seiner Dienste, er wurde auch 1682 als Sänger in die Kantoreigesellschaft aufgenommen, der Rat kaufte sogar auf seinen Antrag hin vom Deutschen Schreiber Oluff ein Klavier, das der Schule dienen sollte. Allmählich aber entglitten diesem Manne die Zügel der Zucht, außerdem geriet er 1687 in einen erbitterten Streit um die Kurrendegelder, von denen nach einem alten Brauch ein Teil ihm zustand, der jedoch seit seiner Anstellung in die Tasche seines Rektors geflossen waren. Eine Eingabe an das Oberkonsistorium 1691 beantwortete der Rat mit einer saftigen Gegenbeschwerde über seinen Kantor und dessen übles Verhalten. Vogel würde nach und nach zum Gespött der unbändigen Buben; es heißt, dass er „die Jugend von Tag zu Tag mehr und mehr verabsäumt, die Music neglegiret (vernachlässigt) und nach weniger Zeit dahin kommen wird, dass man mit deuzschen Choral Gesängen und bekandten leichten Moteten wird zufrieden sein und anderen benachbarten kleinen Städten, ja sogar Dörffern zum Spott werden müsse. so gar schlecht wird die Jugend von ihm sowol in musicis als sonst informiret“. Ferner lesen wir, „er habe auch Brandte Wein und sonst vielerley unordentliches Leben am Meisten geliebet“. Am 18. Januar 1711 starb Vogel verbittert, „durch einen unverhofften Todesfall“, wie das Totenbuch meldet. Ob das „unverhofft“ wohl Ironie war? Gegen 1700 erließ der Rektor Gottfried Schulze seine sogenannten „Gesetze“, mit denen er mit harter Hand die schwere Zuchtlosigkeit zu bekämpfen suchte, in die seine Schüler tief versunken waren. Sein Nachfolger war Magister Daniel Müller, während Kranewitter Tertius blieb.

Die Berufungsurkunde für Johann Kranewitter hatte folgenden Text: „... als thun wir Euch hiermit in Gottes Nahmen zum Dritten Kollegen der Schulen allhier vocieren und beruffen, dass Ihr die Jugend in alphabeticis et primis rutimentis fleißig unterweisen, bevoraus in Catechismo Lutheri et Sacris, dann in Grammaticis, Arithmeticis, nützlichen und gebrauchlichen authoribus exerciren und in omnibus ad captum puerorum eorumque profectus Euch accomodieren, selbige zu gutten tugenden und wolanstendigen gebehren und sitten gewenen, auch mitt euren discipulis mitt einen exemplarischen tugendhafften leben und wandell fürgehen sollet, dargegen wir daran sein wollen, das Euch die bewuste Besoldung und einkommen dieses dinstes gereicht werde, der Allerhöchste gebe hierzu allentheils seinen Segen“.

Das heißt, in heutiger Sprache, „...dass wir Euch hiermit in Gottes Namen als dritten Lehrer der hiesigen Schule berufen, damit Ihr die Jugend im Alphabet und den Anfangsgründen (des Lesens und Schreibens) fleißig unterrichtet, vor allem in Luthers (kleinem) Katechismus und dem Gottesdienst (oder der Liturgie), dann in Grammatik, Rechnen, nützlichen und gebräuchlichen Lehrmeinungen üben und Euch dazu bereit findet, zum allgemeinen Erfolg (Fortkommen) der Jugendlichen entsprechend ihrem Aufnahmevermögen beizutragen, diese ferner zu guten Tugenden und wohlanständigem Verhalten und Sitten zu gewöhnen, auch sollt Ihr Euren Schülern mit einem beispielhaft tugendhaften Lebenswandel Vorbild sein, wohingegen wir uns bemühen werden, dass Euch die genannte Besoldung für diese Tätigkeit zukommen wird. Gott gebe hierzu in allen Teilen seinen Segen.“ Es fällt auf, wie genau und ausführlich die Pflichten des Lehrers geregelt sind, wie vage und knapp aber die Pflichten des Rats formuliert sind.

Nach der Aushändigung der Urkunde erfolgte normalerweise die feierliche Einweisung („Introduction“), natürlich im Beisein von Rat und Superintendent. Wahrscheinlich erquickte dann Lehrerschaft wie Schulbehörde ein ordentlicher Schmaus, „solemniter“, wie die Rechnungsbücher des Gemeinkastens für andere Fälle zeigen. Als Holzmann Superintendent war, konnte es aber vorkommen, dass dieser zornig über sein angebliches Übergangensein bei der Wahl aufsprang und den erschreckten Gewählten hinderte, seine vorbereitete lateinische Rede zu halten.

Am 29. April 1674 gewann Johann Kranewitter die Magisterwürde.

Im alten Rom war Magister ein Beamtentitel. Im Mittelalter war Magister ein akademischer Grad,

der von den philosophischen Fakultäten im Mittelalter, in Deutschland bis ins 19. Jahrhundert hinein, entweder an Doktoren der Philosophie verliehen wurde, oder zugleich mit dem Doktorgrad mit Lehrbefugnis verliehen wurde. Außerdem war im Mittelalter Magister auch der höchste Grad der Artistenfakultät, abgekürzt M.A. (Magister artium liberalium). In angelsächsischen Ländern noch heute als M.A. = Master of Arts.

Man denkt an Goethe, Faust I: „Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medizin Und leider auch Theologie Durchaus studiert, mit heißem Bemühn. Da steh ich nun, ich armer Tor! Und bin so klug als wie zuvor; Heiße Magister, heiße Doktor gar, Und ziehe schon an die zehen Jahr Herauf, herab und quer und krumm Meine Schüler an der Nase herum - Und sehe, dass wir nichts wissen können! Das will mir schier das Herz verbrennen. Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen, Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen; Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel, Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel - Dafür ist mir auch alle Freud entrissen, Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen, Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren, Die Menschen zu bessern und zu bekehren. Auch hab ich weder Gut noch Geld, Noch Ehr und Herrlichkeit der Welt; Es möchte kein Hund so länger leben! ...“

Nur noch einmal richtete Kranewitter seine Bemühungen auf die Übernahme eines geistlichen Amtes, indem er sich am 26. Mai 1684 um die Stelle des Diakonus (Pfarrers) zu St. Jakob in Chemnitz bewarb. Fast gleichzeitig bewarb sich auch sein damaliger Schulrektor, Magister Gottfried Schulze. Beide Schulmänner bekamen die Stelle jedoch nicht, ihnen wurde der vom Zwickauer Superintendenten Kaspar Löscher empfohlene Johann Bartholomäus Freissleben vorgezogen. Als sein Rektor Gottfried Schulze sich 1690 erneut bewarb, weil selbiger Herr Freissleben „mutiert“ wurde, war Kranewitter nicht mit dabei. So musste er im lästigen Schulbetrieb ausharren. Dass er lästig gewesen sein muss, sieht man aus dem Text der Bewerbung Schulzes: „...nach 12 mühsam zurückgelegten Schul-Jahren...ich versichere, dass Sie (der Rat) hierdurch bey vielen frommen Seelen werden Freude erwerben, die Schule aber nicht so wohl in Ab-, als Auffnehmen bringen, angesehen Lehrende und Lernende, durch meine Förderung getröstet, einen Eyffer fassen werden, gleich andern durch Tugend emporzukommen“.

Das Lehrerdasein war also keine reine Freude, und wer als Lehrer redlich seine Pflicht getan hatte, durfte hoffen, einmal aufzurücken, freilich durchweg aufgrund eines eigenen Gesuchs. In den geistlichen Beruf überzugehen, dem Schulstaube zu entfliehen, blieb die heiße Sehnsucht wohl der meisten Schulmeister, deren Stand so augenscheinlich der Dürftigkeit ausgeliefert war, der Missachtung gar, zusammenhängend mit der „alten, noch fortdauernden Unterordnung der artistischen Fakultät, deren Grade für die Schulmänner gewöhnlich die einzig erreichbaren waren, als der nur vorbereitenden unter den oberen Fakultäten und mit der exklusiven Herrschaft der Juristen und Theologen im damaligen Staats- und Kirchenwesen“. So gibt es eine Reihe von Gesuchen von Lehrern um Zuweisung eines geistlichen Amtes.

Johann Kranewitter allerdings hatte keinen Grad einer artistischen Fakultät, sondern immerhin die Magisterwürde der Universität Wittenberg.

Man muss annehmen, dass Johann Kranewitter um 1675 geheiratet hat, nämlich die Chemnitzer Mädchenschullehrerin Anna Barbara geborene Rebentisch. Die Heirat hat offenbar nicht in Chemnitz stattgefunden, denn dort ist sie nicht zu finden. Mindestens vier „Lehrerskinder“ sind diesem Ehepaar in Chemnitz geboren worden:

Kranewitter, Rosina Regina, getauft 25. Juli 1677,
Cranewitter, Johann Daniel, getauft 29. Juni 1678,
Kranewitter, Johannes Friedrich, getauft 12. September 1679,
Kranewitter, Christiana Sophia, getauft 13. Januar 1688.

Die Ehefrau Anna Barbara ist am 16. Mai 1707 gestorben.

Der Magister Johann Kranewitter hat noch ein zweites Mal geheiratet, am 27. November 1709 in Chemnitz, die Jungfrau Maria Magdalena geborene Kestler, Tochter des Bürgers und Glasers in Chemnitz Christoph Kestler. Aus dieser zweiten Ehe ging ein Töchterchen hervor, das am 17. September 1711 tot geboren wurde. Bei der Hochzeit war der Magister fast 65 Jahre alt.

Magister Johann Kranewitters Wohnung lag „bey der Vogelstange“, dem späteren Theaterplatz, also außerhalb der Mauern der Stadt. Die Vogelstange, die eine wichtige Sache für Volksfeste gewesen sein muss, war eine sehr hohe Holzstange mit vier Abstützungen am Fuß, mit einem hölzernen Vogel an der Spitze, klar erkennbar auf beiden Stadtansichten.

Johann Kranewitter versah getreulich bis zu seinem Tode am 7. April 1718 sein Schulamt.

Der Witwe Maria Magdalena ermöglichte die Stiftung Zacharias Philipps von 1678, noch drei Jahre lang ihre Wohnung zu bezahlen. Während dieser Zeit oder kurz danach heiratete sie wieder, wahrscheinlich 1721, also in einem Jahr, in dem ihr erster Ehemann 76 Jahre alt geworden wäre. Die zweite Ehefrau von Johann Kranewitter dürfte also wesentlich jünger gewesen sein als er.

Nach dem Tode von Magister Johann Kranewitter rühmte sein Rektor, Daniel Müller, der 24½ Jahre jünger war als er selber, ihn in einer Schulschrift vom 30. Juli 1724 wegen seines ausgezeichneten Unterrichtsgeschicks, an das viele Chemnitzer sich mit Freuden erinnerten, seine Rechtlichkeit, seinen stillen Fleiß, besonders aber seine Friedfertigkeit und die Kraft, alle Widerwärtigkeiten seines dornenvollen Amtes gelassen zu ertragen. Viele in glänzenden Stellungen, viele namentlich von unseren Mitbürgern gestehen, wenn sie an ihn denken, dass sie durch seinen treuen Unterricht großen Gewinn gehabt haben. Und wahrlich, er ist würdig, dass sein Gedächtnis nicht untergeht. Sein unermüdlicher Fleiß, seine aufrichtige und ungeschminkte Redlichkeit, seine klare Lehrart, seine außerordentliche Fähigkeit, Arbeiten und Schmerzen zu ertragen, seine Friedfertigkeit, seine väterliche Liebe zu seinen Schülern und andere Tugenden verdienen es, dass man sie laut rühmt, besonders da diese Tugenden auch bei drückendem Alter nicht abnahmen. Er wurde auch als Greis nicht mürrisch und unzugänglich, sondern blieb, wie er es als Jüngling gewesen war, sanft und freundlich. Die Ehre Gottes, sagte Müller, und der Nutzen der anvertrauten Jugend war für Kranewitter das höchste Gesetz. Gern diente er auch dem Kirchengesang als Kantoreimitglied. Rektor Müller meinte, es würde Kranewitter leicht gewesen sein, nicht nur in der Schule, sondern auch in der Kirche höher empor zu kommen, da er vertretungsweise öfters die Kanzel bestiegen habe und das gelehrt Ausgedachte ausgezeichnet vorgetragen habe, aber, mit seinem Lose zufrieden, sei er nicht nach Veränderungen begierig gewesen.

Sein Konrektor Beil fügte dem in einer seiner Abhandlungen (*De doctis opificum filiis* = Über gelehrte Söhne von Handwerkern) noch hinzu, er müsse dieses Lob in vollem Maße billigen, da seine innerste Zuneigung zu dem trefflichen Mann niemals in seinem Herzen ersterben werde.

Unter Rektor Müller erreichte das Chemnitzer „Lyceum“ seit seiner Erneuerung im Jahre 1539 bis zu seiner Auflösung im Jahre 1835 seine höchste Blüte. Verschiedene Umstände bewirkten dieses Ergebnis, die zunehmende Regsamkeit des deutschen Geisteslebens überhaupt und das hierdurch in immer weiteren Kreisen geweckte Interesse für Kunst und Wissenschaft, die infolge der langen Friedenszeit seit 1648 gesteigerte Wohlhabenheit der Bürger, welche zwar gerade in den seit langem geübten Gewerben der Tuchmacherei und Leinweberei sich gegen den Wettbewerb anderer Orte nicht zu behaupten vermochten, aber dafür neue Erwerbszweige mit wachsendem Erfolg in Angriff nahmen, ferner der Glücksfall, dass sich damals mehrere besonders tüchtige Lehrkräfte an der Chemnitzer Schule zusammenfanden, hauptsächlich jedoch die treffli-

che Persönlichkeit des Rektors selbst. Johann Kranewitter war bereits Tertius, als Müller an die Chemnitzer Schule kam.

Auf Kranewitter folgte im Tertiat eine bei weitem weniger rühmliche Persönlichkeit, nämlich Magister Daniel Francke aus Schönau bei Chemnitz, den man im September 1718 berief („vocierte“), obwohl allerlei Bedenken gegen ihn laut wurden. Schon 1715 hatte er sich um das Konrektorat beworben und wiederholte das 1725. Ein Ratsherr konnte sich nicht enthalten, unter letzteres Bewerbungsschreiben eine ziemlich geringschätzig spottende Bemerkung zu setzen: „O Corydon, Corydon, quae te dementia cepit? Superest tibi potius crepitaculum quam Conrektoris pallium. Nam turpes mores pulchrum ornatum coeno pejus collinunt et in fine ex hisce contrariis fit suilla harmonia.“

Diese Anmerkung zitiert die zweite Ekloge von Vergil, in der ein Hirte namens Corydon sich bitter darüber beklagt, dass ein schöner Jüngling namens Alexis seine Liebe verschmäht. Schließlich sagt er zu sich selber, oder vielleicht auch der Dichter Vergil zu „seinem“ Hirten Corydon: „Ach Corydon, welch ein Wahnsinn hat Dich ergriffen!“ (Im Original: „a Corydon, Corydon, quae te dementia cepit!“) Die Ekloge ist ein griechisches Wort und bedeutet Auswahl. Gemeint sind die Eclogae des lateinischen Dichters Vergil, eigentlich Publius Vergilius Maro, geboren 15. Oktober 70 vor Christus in Andes bei Mantua, gestorben 21. September 19 vor Christus in Brindisi auf der Heimreise von Griechenland. Er war ein Bauernsohn, der 41 vor Christus wegen der Veteranenversorgung von Haus und Hof vertrieben worden war, aber später durch Vermittlung des Maecenas entschädigt wurde, bei Neapel, wo er zurückgezogen lebte. Vergil, der „Vater des Abendlandes“, gilt als bedeutendster Dichter der klassischen lateinischen Zeit. Die zehn Eklogen seiner „Bucolica“, Hirtengedichte, idyllische Schilderungen des Landlebens, nehmen Theokrits Hirtendichtung auf. Die erste Ekloge ist ein zwar sanftes, aber bitteres Zwiegespräch zwischen Meliboeus, der vom eigenen Hof vertrieben wird, und Tityrus, der ihn übernimmt. Das war das Schicksal Vergils selber. Der übersetzte vollständige Text der zweiten Ekloge ist im Anhang zu finden, auch eine Bemerkung dazu, wieso ein Ratsherr damals Vergil so eingehend kannte, während wir ihn heute kaum dem Namen nach noch kennen.

Im zweiten Teil der obigen Randbemerkung des Ratsherrn folgt dessen eigene Diktion: „Für Dich ist eher eine Kinderklapper übrig als der Mantel des Konrektors. Denn schlechte Sitten beschmutzen diesen schönen Mantel schlimmer als Kot und am Ende wird aus diesen Gegensätzen eine schweinische Harmonie.“

Außer Johann lebte von den sechs Kindern aus erster Ehe und drei Kindern aus zweiter Ehe des „Stammvaters und Exulanten“ Johannes Cranewitter nur noch der jüngste Sohn aus der zweiten Ehe, unser Vorfahr

Michael Kranewitter.

Er wurde am 18. August 1654 in Chemnitz geboren oder getauft. Er erwarb wohl 1679 die Bürgerrechte, jedenfalls erscheint er zu diesem Datum als „Schuhknecht“ im Bürgerbuch der Stadt. Am 28. März 1679 hat er den Bürgereid abgelegt. Auch er hat, wie sein Vater und sein älterer Bruder, zweimal geheiratet. Und er hatte zwei ganz verschiedene Berufe: Zuerst Schuhmacher, später, wahrscheinlich erst nach 1718, als er über sechzig Jahre alt war, Mädchenschulmeister. Auch seine Kinder hatten eine hohe Sterblichkeit im frühen Kindesalter.

Die erste Ehefrau von Michael Kranewitter war die Jungfrau Christina Teufel, Tochter des Chemnitzer Zimmermanns Michael Teufel. Die Heirat war am 10. Januar 1681.

Aus dieser Ehe gingen mindestens vier Kinder hervor:

Ein Söhnchen, ungetauft begraben am 25. September 1681,
Johann Christian, getauft am 08. November 1682 und schon zwei Wochen später, am 24. November 1682, gestorben,
(im Taufregister ist aber auch von einem 1682 geborenen Sohn Johann Lucas Kranewitter die Rede, dessen Vater Schuhmacher war),
Christian Friedrich Kranewitter, getauft am 15. März 1684, und schließlich ein Söhnchen, ungetauft begraben am 04. Juli 1686.
Die (erste) Ehefrau Christina stirbt am 19. Juli 1686, also wohl an den Folgen der Geburt.

Die zweite Ehefrau von Michael Kranewitter hieß **Christiana geborene Uhle**. Ihre Geburts-, Tauf- oder Heiratsdaten konnten nicht gefunden werden. Aus dieser zweiten Ehe entsprossen drei Kinder, alles Mädchen, von denen nur eine Tochter überlebte, unsere Vorfahrin Katharina, spätere verheiratete Trübenbach:
Rosina Sophia Kranewitter, getauft 15. September 1688, gestorben 30. September 1706, also mit 18 Jahren.
Catharina Sophia Kranewitter, getauft 11. November 1699.
Regina Sophia Kranewitter, getauft 27. August 1702, gestorben 18. September 1703, also mit einem Jahr. Da war der Vater 48 Jahre alt.

Die (zweite) Ehefrau Christiana starb am 12. Dezember 1722. Ihr Mann, Michael Kranewitter, starb als „bestallter Mägdes Schulmeister“ am 04. April 1726, also mit über 68 Jahren.

Catharina Sophia (oder Katharina Maria ?) Kranewitter,

geboren 1699 in Chemnitz, gestorben 1762 ebenfalls in Chemnitz.

Sie wurde am 13. November 1726 die Ehefrau von Friedrich Gottlob Trübenbach (senior), geboren 26. November 1703 in Stollberg, „Mägdleinschulmeister“ in Chemnitz, gestorben 12. Dezember 1764 in Chemnitz.

So habe ich den von mir geschriebenen Trübenbach-Stammbaum entsprechend vervollständigt um diese Kranewitter-Vorfahren. Im Bürgerbuch der Stadt Chemnitz findet man noch zwei Stadtkinder namens Cranewitter, die 1728 (Johann Gottfried) und 1779 (Carl Gottfried) den Bürgereid abgelegt haben. Wie sie zur Familie gehören, ist leider nicht bekannt; sie sind im Stammbaum nicht aufgeführt.

Da Katharina erst 18 Jahre alt war, als ihr Onkel Johann starb (der seinen Vater, den Flüchtling Johannes Cranewitter wenigstens noch gekannt hatte, wenngleich nur als Neunjähriger) und erst 26 Jahre alt war, als ihr Vater Michael Kranewitter starb (der seinen Vater nicht bewusst gesehen hat), sie selbst aber 63 Jahre alt wurde, kann man verstehen, dass die von ihr weitererzählte Familiensage von dem armen Glaubensflüchtling im Laufe der Generationen die Verwechslung annahm, dass ihr Schwiegervater geflüchtet sei, während in Wirklichkeit aber ihr Großvater flüchtete. Durch diesen Grundirrtum wurde das Fluchtziel irrtümlich nach Stollberg verlegt, wo die Trübenbachs herkamen, während die Flucht in Wirklichkeit in Chemnitz ihr Ende fand. Katharinas Ehemann Friedrich Gottlob Trübenbach war von Stollberg nach Chemnitz gegangen, um dort als Mädchenschullehrer tätig zu sein, wie vorher sein Schwiegervater. Sein Schwiegervater Cranewitter war also in Wahrheit nach Chemnitz geflohen, aber der war schon 72 Jahre lang tot, als Katharina heiratete und ihr Mann von der Flucht erstmals etwas hören konnte.

Zu dem obigen, von Heinrich Trübenbach selber genannten Vorkommen des Namens Trüben-

bach bereits im 16. Jahrhundert in Stollberg passt die Ansicht von Arno Trübenbach, des Verfassers der „Beiträge zur Geschichte des Thüringer Bauerngeschlechts Trübenbach“ Thüringer Verlagsanstalt Dietmar & Söhne, Langensalza, Jahr 1941, 443 Seiten, siehe Seite 83 ff.:

„Der Name Trübenbach hat nichts mit einem trüben Bache zu tun. Wollte man diese augenscheinliche Erklärung gelten lassen, so müssten Namen wie Trübenbach, Bach oder Hellbach viel häufiger vorkommen; denn viele Ansiedler ließen sich aus ganz natürlichen Gründen an einem Bache nieder. Die Erklärung wäre auch deshalb unsinnig, weil derselbe Bach zeitweise klares oder trübes Wasser führen kann. Das Dorf Trübenbach bei Koburg liegt an keinem Bache, sondern auf einer Hochfläche; trotzdem hat der Ort den Namen Trübenbach. Dem Namen Trübenbach ist es wie vielen anderen Namen ergangen, die sich infolge Schallähnlichkeit der Aussprache und volkstümlicher Deutung an verwandte Schreibweisen angeglichen haben, wodurch die Bedeutung des Namens verwischt wurde.

Zwecks Erklärung des Namens muss man wie bei den meisten Familiennamen auf ältere Schreibweisen zurückgreifen. Da finden wir z.B. die Schreibweisen Trembeck und Trümbeck. Das Grundwort Beck ist abgeleitet von althochdeutsch bucki und beki (dänisch bakke) und bedeutet den Hügel der Dingstätte. Sinngemäße Wörter der neuhochdeutschen Sprache lauten Buckel und Bühl, worunter man runde Erhöhungen versteht. Die höhere Lage der Dingstätte sollte ihr eine besondere Weihe verleihen. Außerdem sollten der Huno oder der Gaugraf mit ihren Urteilsfindern von allen Versammelten gesehen und gehört werden. Die Dingstätte erforderte auch deshalb schon eine höhere Lage, damit die bei der Dingstätte versammelten Männer jederzeit einen Überblick über ihre Ansiedlungen hatten, um vor feindlichen Überfällen gesichert zu sein oder um ein entstehendes Schadenfeuer rechtzeitig zu bemerken.

In der Nähe der Dingstätte lag die Besetzung des Hundertschaftsführers oder Hunos bzw. des Grafen. Der Hof des Hunos wurde auch Dinghof genannt und konnte zugleich Gerichtsstätte sein. Der Huno bzw. Graf war der Versammlungsleiter und Richter; er oder ein von ihm bestimmter Urteilsfinder bzw. Schöffe musste die Ausführung seiner Beschlüsse überwachen. Entweder er selbst oder dieser Urteilsfinder bzw. Schöffe wurde als „Beckmann“ bezeichnet. Dieser Name war Amtsbezeichnung, wie z.B. Schultheiß oder im Mittelalter Marschall, Kämmerer, Truchsess und Schenk. Die Dingstätte mit ihren Einrichtungen gab Veranlassung zur Entstehung von Familien- und Ortsnamen. Der Name Trübenbach hebt den Beckmann hervor, der bei der Trumme das Recht sprach. Noch im 14. Jahrhundert scheint diese Amtsbezeichnung im Sprachgebrauche lebendig gewesen zu sein. In Urkunden der Oberpfalz werden genannt: Albrecht der Trubenpeck (1312), Friedrich der Trubenpech (1317), Konrad der Trubenpecke (1355), Hans der Trubenpeck von Nittenau (1366), Heinrich der Trübenpeck von Döfrich gesessen zu Runting, und andere. Aus der besonderen Stellung des Beckmannes heraus ist es zu erklären, dass der Name Trübenbach schon frühzeitig als Adelsname vorkommt: denn bereits 980 wird ein Walther von Trubenbach genannt.

Trem bzw. Trüm sind entstanden aus ahd. Treo = Baum oder Trumme. Die Trumme war eine nach dem Vorbilde der Irmensäule auf der Dingstätte aufgerichtete Holzsäule. Ein Baum, ein hoher Stein oder die Trumme waren das Wahrzeichen der Dingstätte und der geheiligte Mittelpunkt derselben. Diese Wahrzeichen waren Symbole des Friedens und der Ordnung.

In dem Buche von Prietze: „Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen“ werden viele Ortsnamen mit der Endung bach genannt; dabei wird aber darauf hingewiesen, dass in vielen Fällen die betreffenden Orte gar nicht an einem Bache liegen. Den Schlüssel für die Lösung des Rätsels sieht der Verfasser darin, dass ahd. beki (= Hügel) und ahd. biki, beeke (= Bach) als ähnlich klingende Wörter in das neuhochdeutsche Wort Bach übergegangen sind. Dass sich die Endsilben beck und bach als Bezeichnungen von Dingstätten einander entsprechen, kann in dem Buche z.B. durch

folgende Ortsnamen bewiesen werden: Lauterbeck und Lauterbach (Läuterung des Urteils), Lingenbeck und Lindenbach (Linde als Gerichtsbaum), Melbeck und Mehlbach (Ding- oder Malstätte), Ringbek und Rimbach (Einhegung der Dingstätte), Steinbeck und Steinbach (Gerichtstein), Drübeck, Trümbeck und Trübenbach (Trumme), Urbeck und Urbach (älteste Dingstätte). Außer diesen Beispielen könnten noch andere angeführt werden.“ (*Ende des Zitats.*)

Bezüglich der obengenannten Granewitter-Geschichte, die auch Arno Trübenbach in seinem Buch auf Seite 426 wiedergibt, schreibt er wie folgt:

„Die Gründung von Herrnhut fällt jedoch erst in das Jahr 1722. Nach einer anderen Nachricht handelt es sich um die böhmischen Brüder, welche 1548 auswanderten, oder um Auswanderungen zur Zeit der Hussitenkriege (1419 - 1436)“.

Wenn die Untersuchung der Herkunft des Namens Trübenbach so überzeugend dargun konnte, dass zumindest die Begründung der netten Geschichte mit dem trüben Bach nicht zutreffend ist, liegt die Frage nahe, was der Name Granewitter über die örtliche Herkunft aussagt.

Dass der Kranawitt oder Kranewitt oder Kranawet eine alte Bezeichnung für den Wacholder ist, führt wohl nicht weiter. Sie kommt von althochdeutsch chranawitu = Wacholder.

Gran- ist ein Flurnamen-Bestandteil, herkommend von mittelniederdeutsch gran, grand, gren bzw. von mittelhochdeutsch grien, grin und bedeutet Kiessand oder sandiges Ufer; lat. granum. Auch das führt nicht weiter.

Duden 7/Das Herkunftswörterbuch, 2. Aufl. 1989 sagt zu „Granne“: Mittelhochdeutsch gran(e): „Haarspitze, Barthaar, Borste. Ährenborste, Gräte“, althochdeutsch grana „Barthaar, Gräte“, altenglisch granu „Schnurrbart“, altisländisch gron „Barthaar und Tanne, eigentlich Nadelbaum“ gehören mit verwandten Wörtern in anderen indogermanischen Sprachen zu der indogermanischen Wurzel gher(und hier in Klammern ein auf dem Kopf stehendes e)-, ghrê- „hervorstechen, spitz sein“, vergleiche z.B. gallisch grennos „Bart“ und die slawische Sippe von russisch gran „Grenze“, eigentlich „Ecke, Kante, Rand“... Auch das hat wohl keinerlei Bezug zu dem Namen Granewitter.

Es ist mir nicht gelungen, einen Ort in Böhmen oder Mähren zu finden, dessen Namen mit Granewitter in Zusammenhang gebracht werden könnte. Aber das besagt nicht viel bei der gegenwärtigen Situation dort, der bisherigen Unterdrückung der deutschen Sprache und den vielen Umbenennungen.

In der Slowakei aber gibt es einen Fluss, der aus der Niederen Tatra kommt, mit dem slowakischen Namen (der) Hron, dessen deutschsprachiger Name (die) Gran ist, ungarisch Garam, und gegenüber dessen Mündung in die Donau liegt die ungarische Stadt Esztergom, deren deutscher Name ebenfalls Gran ist. Sie liegt nordwestlich von Budapest.

Esztergom ist eine der ältesten Städte Ungarns, mit vorgeschichtlichen Siedlungsspuren und Thermen aus römischer Zeit. Der lateinische Name der Stadt war „Strigonium“. Die Römer gründeten dort an der Stelle einer vorher existierenden keltischen Siedlung das Militärlager Solva. Die Burgunder hatten hier in der Völkerwanderungszeit ihren Stützpunkt Osterringum. Daher kommt offenbar der ungarische Name der Stadt. „Ister“ war im Altertum der lateinische Name für die untere Donau. Im 5. Jahrhundert war hier die Residenz Attilas. Seit dem 10. Jahrhundert ist die Stadt Gran oder Esztergom Hochburg des ungarischen Katholizismus. Es gibt dort heute ein christliches Museum. Im 11. bis 13. Jahrhundert war Gran die Hauptstadt der frühen Arpa-

denkönige, hier wurde Stephan I., der Heilige, geboren und am Weihnachtstag des Jahres 1000 gekrönt; er gründete das Erzbistum Gran. 1242 wurde Gran von den Mongolen zerstört, die aber die Burg nicht einnehmen konnten. Dennoch verlegte Béla IV. die Residenz nach Buda. Im 15. Jahrhundert war Gran der Mittelpunkt der ungarischen Renaissance und des Humanismus. 1543 bis 1595 und 1605 bis 1683 war es in türkischer Hand, 1708 wurde es königliche Freistadt. Der Erzbischof von Gran, seit dem 13. Jahrhundert Primas, seit 1715 Fürstprimas von Ungarn, residierte während der Türkenzeit und bis 1820 im slowakischen Trnava (Tyrnau). In der klassizistischen Kathedrale (1822 bis 1869) wurden Ausstattungsstücke von zwei Vorgängerbauten wiederverwendet, so die Bakócz-Kapelle von einem florentinischen Meister (1506 bis 1507) mit dem Marmoraltar von A. Ferrucci da Fiesole (1519). Die Burg wurde 1173 bis 1195 erbaut, mehrfach erweitert, umgebaut und befestigt. Die Räume, 1605 von den Türken mit Erde aufgefüllt, wurden ab 1935 freigelegt und teilweise rekonstruiert. Gut erhalten ist die romanische Burgkapelle vom Ende des 12. Jahrhunderts (nach Brockhaus, 24 Bände, 1989).

Was den Namensteil -witer betrifft, so erinnert man sich, dass „Moskowiter“ eine veraltete Bezeichnung für die Einwohner Moskaus ist (Duden 1/Rechtschreibung, 1980), nach anderer Quelle (Knauers Rechtschreibung, Droemer Knauer 1981) Bezeichnung für die Einwohner des ehemaligen russischen Gouvernements Moskau; warum könnten dann nicht die Leute aus Gran oder aus der Gegend von Gran eben Granewiter genannt worden sein?

Dass der Name Gran nicht einfach eine deutsche Übersetzung ist, sondern mehr Bedeutung hat, entnehme ich dem Artikel über Esztergom in dem zwanzigbändigen Lexikon „The American Peoples Encyclopedia“, Grolier Inc., New York 1968 (Ein Artikel „Gran“ weist nur auf Esztergom hin), der wie folgt beginnt: „ESZTERGOM, German Gran, chief city of the North Hungarian counta of Esztergom, situated at the confluence of the Garam (Hron) and Danube rivers; opposite the Czechoslovak town Stúrovo (Parkany); 27 miles NW of Budapest. Esztergom is a city of ecclestical importance, being the seat of the archbishop of Esztergom, the Prince Primate of Hungary. Its superb cathedral (1821-56), which rises from a 400-foot height (formerly the site of an ancient fortress) above the danube, was built in Italian Renaissance style. Esztergom is the birthplace of St. Stephen, first king and patron saint of Hungary. He established the bishop's see here after his conversion to Christianity. Other important buildings are St. Stephen's Church and the primate's palace, which has a valuable gallery of paintings and a library of more than 100.000 books and manuscripts...“

Die Luftlinie-Entfernungen von Esztergom nach den Hauptorten von Süd- und Nordmähren, Brünn und Ostrau, betragen etwa 220 bzw. 230 km. Die Entfernungen von diesen Orten nach dem sächsischen Stollberg betragen etwa 320 bzw. 390 km.

Wenn also eine Emigration aus dem katholisch dominierten Mähren nach Sachsen vielfach bezeugt ist, muss man auch eine Emigration aus der türkisch (osmanisch) gewordenen Stadt Gran nach Mähren (oder direkt nach Sachsen) für möglich oder wahrscheinlich halten.

Wichtig für uns ist, dass diese Stadt 1543 bis 1595 und 1605 bis 1683 türkisch war, genauer gesagt zum Osmanischen Reich gehörte. Aus dem Atlas zur Kirchengeschichte, Herder Verlag 1987, entnehme ich aus den Karten „Protestantische Bekenntnisse und Bekenntnisschriften in Mitteleuropa um 1600“ (Seite 77) und „Die konfessionelle Gliederung Europas um 1680“ (Seite 93), dass in beiden Jahren die Gegend um Esztergom zum Osmanischen Reich gehörte, einmal als Türkisch-Ungarn bezeichnet, einmal als Königreich Ungarn, und dass dort der Katholizismus keineswegs so führend war wie heute, sondern Lutheraner, Reformierte und Calvinisten vorherrschten. Die Karte „Die Zurückdrängung des Osmanischen Reiches und die Hierarchie in Südosteuropa“ (Seite 96) gibt für das Ende der Türkenherrschaft in Ungarn das Jahr 1699 an. Also müssten Granewitters, wenn sie wirklich aus Esztergom gekommen wären, aus dem musel-

manischen Einflussbereich geflohen sein, und dann wäre es glaubhaft, dass es eines überzeugten Christen „letzter Wunsch war, dass keiner seiner Nachkommen in die Finsterniss zurückfallen möge“. Weiter unten wird allerdings gezeigt, dass dieser Wunsch keinen Hinweis auf die Herkunft aus dem osmanischen Gebiet gibt, sondern dass dieser Ausdruck „Finsternis“ häufig seitens der Protestanten auf die Päpstlichen angewendet wurde. Aus dem Heft von Rudolf Grulich, Königstein, „O Prag, wir zieh'n in die Weite...“, Augsburg 1992, entnehme ich einen Bericht, den ein Sudetendeutscher aus Brüx mit Namen Hans Dernschwam, der Mitarbeiter des Handelshauses der Fugger war, bei einer Reise nach Konstantinopel in den Jahren 1553 bis 1555 niederschrieb: Dernschwam berichtet von vielen Christensklaven in der Stadt Stambul, vor allem aber von solchen, die ihren Glauben nicht verleugneten und dafür sterben mussten. „Adi 13. Martij, 1554 hat der Sinan Pascha zu Galata ein gefangenen Ungarn oder Krabatten mit den henden kreutzweis auf ein breth nageln lassen und durch jedes schinbein ein nagel schlagen lassen ... Umb die selbig zeit hot gedachter Pascha ein Griechen lassen zu Constantinopel verbrennen, der zu eim turkhen genotigt und beschnitten worden, nichts diser minder sein christlichen glauben behaltten und nit verleugnen wollen. Als man ihn verprennen hot sollen, hot der Pascha lassen zu sprechen und 200 Gulden verheissen, aber hot nit abfallen wollen“. (Stambul = Istanbul = Konstantinopel.)

Interessanter noch wären zeitgenössische Berichte von deutschsprachigen Christen aus Gran um 1630.

Von dem reformierten Pfarrer von Esztergom (Az Esztergomi Református Egyházközség, Lelkészi Hivatala, 2500 ESZTERGOM, Petöfi utca 36, Tel. 12-516) erhielt ich brieflich folgende Angaben:

„Es ist wahr, dass um 1634 Esztergom zu Österreich gehörte, Österreich und Ungarn hatten denselben Kaiser bzw. König. Zur Zeit der Reformation gegen 1520 - 1530 gab es in Esztergom mehrere protestantische Gemeinden. Da Esztergom aber auch Zentrum des Katholizismus war, ließ der Erzbischof im 16. Jahrhundert die Protestanten aus Esztergom verjagen. Später, auch im 17. Jahrhundert, durften sich in Esztergom Protestanten nicht ansiedeln. Das dauerte bis ins 19. Jahrhundert. Nach 1867, dem Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn, konnten sich auch Protestanten in der Stadt ansiedeln. Die waren meistens Beamte. Die protestantische Gemeinde bildete sich erst (wieder) 1881 in Esztergom. Schriftliche Dokumente haben wir nur ab 1881. Von vor dieser Zeit hat weder unsere Gemeinde noch das Archiv Dokumente über in der Stadt lebende Protestanten. Deshalb kann ich auf Ihre (*meine*) anderen Fragen keine Antwort geben.“ Also selbst angesichts der Türken schlugen die Katholiken munter auf die Protestanten ein.

Zum Namen Granewitter: Tatsächlich gibt es in Deutschland einen Häufigkeitsanstieg des Vorkommens des Namens von Nordwest nach Südost, wie 1995 folgende Zählung in den Telefonbüchern ergab:

	Hamburg	Köln	Frankfurt	München
Gran	2	8	4	13
Grana	1	0	5	0
Grancic	0	0	4	0
Granek	2	1	0	1
Graner	1	3	3	12
Kranabeuter	0	0	0	1
Kranabetter	0	0	0	2
Kranawetter	0	0	0	2
Kranawetvogel	0	0	0	2

(nicht mitgezählt)				
Kranawetvogl	0	0	0	3
(nicht mitgezählt)				
Krane	2	4	1	2
Kranebitter	0	0	0	1
Kraner	3	0	0	3
Kranewitter	0	0	1	0
Summen	11	16	18	37

Die im Frankfurter Telefonbuch einzige Trägerin des Namens Kranewitter sagte, dass der gleichnamige Vorfahr aus Südtirol eingewandert sei. In Österreich ist der Name häufiger, dort gab es auch einen bekannten Schriftsteller namens Franz Kranewitter, 1860 - 1938, der volkstümliche Theaterstücke schrieb. In Innsbruck soll es eine Kranewitter-Allee geben. Eine Nachfrage in Innsbruck, das einen Vorort namens Kranebitten hat, ergab keine klare Herkunftskennntnis über den Namen, man verwies auf das Buch von Karl Finsterwalder, Tiroler Namenkunde, Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe Band 4, Innsbruck 1978. Dort wird hingewiesen auf den oberösterreichischen Hofnamen Kranebitt und angegeben, dass im österreichischen Inntal dieser Name seit dem 17. Jahrhundert (!) vorkomme, in Mieming, Zirl, Nassereith. Dasselbe gelte für Kranewitter.

Einen gewissen Hinweis auf die Herkunft des Namens gibt das Grazer Telefonbuch von 2001, in dem zum Teil mehrfach folgende Namen vorkommen: Gran, Graner, Granec, Grani, Granica, Granig.

Es ist also für die Klärung der Herkunft der Granewitters eine wichtige Frage, ob der Satz in der netten Geschichte, dass „sein letzter Wunsch war, dass keiner seiner Nachkommen in die Finsterniss zurückfallen möge“ aus der Sicht des protestantischen Emigranten jener Zeit auf die Gefahr gemünzt sein könnte, dass man gezwungen würde, katholisch zu werden, oder ob diese harte Formulierung nur verwendet worden sein könnte für die Gefahr, unter türkischem, osmanischem bzw. muselmanischem Joch leben zu müssen.

Da diese Frage evtl. einen Fingerzeig auf die Herkunft geben würde, Ungarn oder Mähren, habe ich sie Fachleuten vorgelegt. Da fielen mir vor allem die protestantischen Theologen von meiner lieben alten Martin-Luther-Universität in Halle ein. Über den Dozenten Dr. Kertzsch vom Interdisziplinären Zentrum für die Erforschung der europäischen Aufklärung kam ich an den Prof. Dr. Arno Sames, Direktor des Europäischen Zentrums für Aufklärung und Pietismusforschung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Er konnte mir eindeutige Auskunft geben: Zu Zeiten Luthers und danach war es eine gängige Redewendung unter Protestanten, von der Finsternis des Papsttums zu sprechen. Offenbar waren damals die Gräben unglaublich tief. Damit also gibt diese Äußerung keinen Fingerzeig darauf, dass der Name Granewitter etwas mit Esztergom zu tun haben könnte. Ich glaube dennoch, dass der Ausgangspunkt der Flucht der Granewitters die Gegend von Esztergom war.